ruprecht

Heidelberger Studentenzeitung

November 2016 – Nr. 164 | UNABHÄNGIG • UNBESTECHLICH • UNTERFINANZIERT | www.ruprecht.de



Wie es ist, als Transmann an der Uni zu studieren auf **Seite 3**

Wisch und Weg

Von Maren Kaps

Zunehmend bemerke ich, wie sich Dating-Apps eine durchaus ansehnliche Position in meinem Freundeskreis erschleichen. Vor einiger Zeit noch verpönt, drehen sich unsere Gespräche immer häufiger um Spotted, Lovoo und an erster Stelle Tinder. Dabei hat sich an der moralisch verwerflichen Methode der Partnersuche nichts geändert. In weniger als einer Sekunde bilden wir uns ein, einen vollkommen fremden Menschen aufgrund seines Aussehens als potenziellen Partner ausmachen zu können. Wohl zu Recht überkommt einen peinliche Scham, wenn der Nebensitzer im Bus oder in der Vorlesung einen Blick auf das Handy-Display erhaschen kann und unser privates „Hot or Not"-Spiel beobachtet.

Dennoch können immer mehr, hauptsächliche junge Teile unserer Gesellschaft, den kurzen Ärger eines vorschnellen Links-Wischs, den schmerzenden Tinder-Daumen und die unangenehme Stille der ersten Dates nachempfinden. Immerhin rühmt sich Tinder mit einer Mitgliederzahl von über zwei Millionen. Täglich sollen rund 8000 dazukommen. Es scheint, dass derzeit ein Umdenken stattfindet, das die Online-Partnersuche in unserer Gesellschaft legitimiert.

Doch ich frage mich, warum auch nicht? Und warum erst jetzt? Wir können doch nicht leugnen, dass dieses System das eigene Ego streichelt. Wer von uns freut sich nicht über die kurze Bestätigung eines Super-Likes und das Kribbeln im Bauch vor einem Date. Oftmals vergessen wir bei all den berechtigten Ängsten und Sorgen des anonymen Online-Spiels, dass es einfach Spaß macht, neue Leute kennen zu lernen! Nicht verbissen die große Liebe oder den perfekten Flirt zu suchen, sondern offen zu sein für Menschen und Abenteuer abseits sexueller Gelüste, macht aus Tinder vielleicht sogar einen Gewinn für unsere Gesellschaft.

Also warum nicht einfach die Vorurteile loslassen? Worin liegt der Unterschied, eine neue Bekanntschaft in einer Bar oder dem Internet zu machen? Ist die Erfolgschance, einen sympathischen Menschen kennenzulernen nicht zwangsläufig die gleiche? Vielleicht sollten wir uns trauen und einfach öfter mal nach rechts wischen!



Foto: hlp

Bauer sucht Geld

Landesministerin Theresia Bauer fordert Studiengebühren für EU-Ausländer und das Zweitstudium. Bis zu 1500 Euro pro Semester sind geplant

Die baden-württembergische Wissenschaftsministerin Theresia Bauer plant, das Haushaltsloch des Landes durch eine „Campus-Maut" zu stopfen. Zur Kasse gebeten würden Studierende, die keine EU-Staatsangehörigkeit und auch ihr Abitur nicht in Deutschland abgelegt haben.

Außerdem sollen laut den Plänen der Grünen Ministerin auch deutsche Studierende, die ein Zweitstudium in Baden-Württemberg aufnehmen, zukünftig dafür zahlen. In ihrer Stellungnahme betont Bauer, dass die Höhe der Studiengebühren für die sogenannten „Bildungsausländer" an die Situation der Studierenden angepasst werden solle – beispielsweise sollen Flüchtlinge befreit werden. Auch von unterschiedlichen „Preisen" für verschiedene Studienfächer ist die Rede, im Raum steht derzeit ein Betrag von etwa 1500 Euro pro Studendierendem und Semester.

Eine Einführung von allgemeinen Studiengebühren ist aufgrund des geltenden Koalitionsvertrages in Baden-Württemberg ausgeschlossen. Die geplanten Gebühren für EU-Bildungsausländer wären ein Weg, dennoch Gebühren von Studierenden im Land einzutreiben. Die Einnahmen, die auf diese Weise generiert würden, sollen aber nur zu etwa 20 Prozent in die Qualität und Instandhaltung der Lehre an den Universitäten fließen.

Der weitaus größere Teil würde in Haushaltslöcher fließen, um die „schwarze Null" des Landes zu halten. Das ist nötig durch die im Grundgesetz festgeschriebene Schuldenbremse, die es den Länder untersagt, neue Schulden zu machen.

Der Vorschlag löste eine Welle der Empörung aus. Die Referatekonferenz der Verfassten Studierendenschaft schloss sich einer Stellungnahme an, die Bauers Pläne ablehnt. Am Samstag demonstrierten Heidelberger Studierende gegen die Pläne der Ministerin **(jtf)**

Fortsetzung auf Seite 4

Noam Chomsky in Heidelberg

Seit Monaten erwartet, nach dreieinhalb Minuten ausverkauft: Der amerikanische Linguist stellte in der Stadthalle sein neues Buch vor

Unter der Fragestellung „Welche Prinzipien und Werte beherrschen die Welt?" lockte Chomsky 1200 Interessenten an und verlagerte die Veranstaltung vom kleinen Kulturzentrum in die Stadthalle Heidelberg. „Zwei Dinge sind in der Politik essentiell", zitierte er den Republikaner Mark Hanna einführend . „Das erste ist Geld und an das zweite kann ich mich nicht erinnern." Konzentriert zeichnete er globale Machtstrukturen als von wirtschaftlichen Interessen gelenktes System und thematisierte die moralische Verantwortung von Intellektuellen. Getreu seiner Manier sprach Chomsky nüchtern und dennoch ironisch; pointiert, ohne den Blick für Komplexitäten zu verlieren.

Eine kritische Haltung zum Präsidentschaftswahlkampf wurde zwar darin deutlich, dass der linke Intellektuelle vor simplen „Vorschlaghammer-Methoden" als Lösung komplexer Problematiken warnte. Doch erst mit der zur Debatte stehenden Aussage, die Präsidentschaft sei nur eine Illusion, bot Chomsky das ersehnte Statement: Trotz Wahrheitsgehalt sei die Macht des Amtes ernst zu nehmen; Donald Trump ein unberechenbarer, ignoranter Größenwahnsinniger. „Nicht", erklärte Chomsky, „dass seine Alternative so anders ist." **(sbe)**

Fortsetzung auf Seite 15

Adieu Schlossweihnacht

Der Weihnachtsmarkt auf dem Schloss ist auf den Friedrich-Ebert-Platz verlegt worden. Dies verkündete Matthias Schiemer, Chef von „Heidelberg-Marketing", Ende Oktober in der *RNZ*.

Durch den Rückgang der artgeschützten Fledermauspopulation am Stückgarten kam es zunächst zu einer Absage des Adventsmarktes. Mittlerweile sagten über 20 Händler zu, ihre Waren vom 1. bis 13. Dezember am neuen Standort anzubieten. Ob sich die Lage 2017 ändern wird, sei laut einem Sprecher von „Heidelberg Event" noch unklar. **(jon)**



Opfern von sexualisierter Gewalt fällt es oft schwer, sich jemandem anzuvertrauen. Mehr über den Frauen- und Männernotruf auf **Seite 11**

HEIDELBERG



Warum Computerspiele nicht nur ein Spiegel der Gesellschaft, sondern oft auch voller Religion und Geschichte sind auf **Seite 13**

WISSENSCHAFT



Noch bis zum 20. November läuft das Filmfestival Mannheim-Heidelberg. Ein Wegweiser zu den besten Filmen auf **Seite 17**

FEUILLETON

Streit um Studiengebühren

Die Grüne Wissenschaftsministerin Theresia Bauer will Studiengebühren für Nicht-EU-Ausländer einführen. Dies sorgt nicht nur bei Studierenden für Aufruhr, sondern auch innerparteilich für heftige Diskussionen. Ist eine solche Studiengebühr sinnvoll? (mtr)

PRO

Im Zentrum muss aus unserer Sicht das Wohl der internationalen Studierenden stehen. Dabei führt eine grundlegende Ablehnung des Vorschlags des Wissenschaftsministeriums zu keiner Verbesserung der Situation für die internationalen Studierenden. Wir können und wollen uns daher der Debatte nicht verweigern. Gleichwohl gibt es auch für uns rote Linien. So muss weiterhin ein weltoffenes Hochschulsystem mit hoher Internationalisierungsquote in Baden-Württemberg gewährleistet sein. Das ist auch die Intention des Wissenschaftsministeriums. Dieses Ziel werden wir sehr fest im Blick behalten. Des Weiteren gilt der Grundsatz, dass es mit uns keine allgemeinen Studiengebühren geben wird – der Koalitionsvertrag ist bindend.

Wissenschaft lebt in besonderer Weise von ihrer Internationalität. Wir sind erfreut, dass die Zahl internationaler Studierender in den letzten Jahren deutlich angestiegen ist. Insbesondere vor dem Hintergrund der gegenüber anderen Regionen deutlich höheren Lebenshaltungskosten ist dies ein klares Zeichen der Anerkennung der Qualität unseres Studiums. Um die Internationalisierung unserer Hochschulen weiter voranzutreiben, sind zusätzliche Anstrengungen nötig, nicht weniger.

„Im Zentrum muss aus unserer Sicht das Wohl der internationalen Studierenden stehen“



Foto: Dennis Williamson

Alexander Salomon
ist Landtagsabgeordneter für Die Grünen und Sprecher für Wissenschaft und Hochschule

Mit zunehmender Zahl internationaler Studierender steigen jedoch auch die Anforderungen an deren Betreuung an den Hochschulen. Wie dringend der Bedarf einer eigenen Ansprache ist, wird deutlich, wenn man sich die Zahl der Abschlüsse zur Hand nimmt: Die Abbrecherquote ist signifikant höher als bei Bildungsinländern. Dies gilt es zu verbessern.

Daher sind zusätzliche Mittel im System notwendig. Dabei ist zu beachten, dass die weitere Entwicklung des Landeshaushalts im Zeichen der Schuldenbremse steht. Bei der Herausforderung, Einnahmen und Ausgaben in Einklang zu bringen, sind alle Ressorts angehalten, ihren Beitrag zu leisten. Dies gilt auch für das Wissenschaftsministerium – jede Unterstützung über den Hochschulfinanzierungsvertrag hinaus erhöht den Konsolidierungsbedarf zu Lasten weiterer Bereiche. Dies ist für uns keine reale Option. Die Hochschulen können diesen Auftrag aber ebenfalls nicht mehr aus dem laufenden Budget schultern. Ohne Mehreinnahmen wird diese Aufgabe, insbesondere bei weiter wachsenden Zahlen, daher nicht zu stemmen sein. Wer diese Umstände negiert, führt die Debatte zu Lasten der internationalen Studierenden.

Wir wollen, dass die Studierenden weiterhin zu uns kommen, weil sie hier exzellente Studienbedingungen vorfinden. Daher plädieren wir dafür, dass der Gedanke der Unterstützung bis hin zum erfolgreichen Abschluss die Debatte leiten muss.

Damit wäre sowohl den Studierenden als auch unserem Standort geholfen. Ein wesentliches Instrument hierfür können eben Gebühren sein, die international durchaus üblich sind. Selbstverständlich stellen wir sicher, dass keine Barrieren aufgebaut werden.

Dazu gehört, dass EU-BürgerInnen ausgenommen werden, weil sie aufgrund des EU-Rechts gleiche Rechte wie Inländer beanspruchen können. Erfasst werden nur internationale Studierende, die speziell zu Studienzwecken einreisen. Wer zum Beispiel aus humanitären Gründen bei uns Aufnahme gefunden hat, wird nicht betroffen sein. Weitere Befreiungen sind aus Gründen der Hochschul-, der Entwicklungszusammenarbeit oder als Begabtenförderung vorgesehen. Auch Notfällen muss Rechnung getragen werden.

Die zukünftige Entwicklung werden wir beobachten, auch die Entwicklungen in anderen westlichen Ländern, in denen Studiengebühren ebenfalls nur für internationale Studierende eingeführt wurden (zum Beispiel Schweden oder zukünftig Finnland). Wir halten Mehreinnahmen in Abwägung zu anderen Alternativen zur Einhaltung der Schuldenbremse für einen sinnvollen Ansatz, um die besondere Qualität unserer Hochschullandschaft zu halten und durch eine Internationalisierung auf hohem Niveau weiter zu verbessern.

CONTRA

Die Erhebung von Studiengebühren für internationale Studierende stellt eine erhebliche Hürde für den Hochschulzugang dar, insbesondere da das Einkommensniveau in vielen Nicht-EU-Staaten deutlich unter dem deutschen Durchschnitt liegt. Internationale Studierende sind nicht BAföG-berechtigt und haben bereits ohne Studiengebühren häufig Schwierigkeiten, ihren Lebensunterhalt zu finanzieren. Studiengebühren sind elitär und sorgen für eine Selektion beim Hochschulzugang. Aus dem EU-Ausland werden nicht mehr die Klügsten, sondern nur noch die Wohlhabendsten zu uns kommen. Bildung darf grundsätzlich nicht von den finanziellen Bedingungen der Familie abhängen. Von einem umfassenden Stipendiennetz für Studierende aus sozial schwächeren Familien ist bislang nichts zu sehen.

Die Landesregierung rechtfertigt ihren Vorstoß damit, dass mit dem eingenommenen Geld die Betreuung internationaler Studierender, zum Beispiel durch zusätzliche Mentor*innenprogramme, verbessert werden soll. Ob die Gebühren jedoch wirklich den ausländischen Studierenden zugute kommen werden ist fraglich, da der Großteil des Geldes direkt an das Land - statt an die Hochschulen - fließen soll. Baden-Württemberg profitiert von ausländischen Studierenden. Sie bereichern unsere Gesellschaft auf vielfältige Weise und sorgen für ein offenes, internationales Klima an den Hochschulen. Des Weiteren stellen sie zukünftige Fachkräfte dar, an denen es in vielen Branchen mangelt. Und selbst wenn sie nach ihrem Studium wieder in ihre Heimatländer zurückkehren, werden sie ihre Beziehungen zu Deutschland aufrecht erhalten und vernetzen somit Baden-Württemberg weltweit.

Studiengebühren für Nicht-EU-Studierende stehen einem offenen und internationalen Bildungssystem im Wege und dürfen nicht von der staatlichen Pflicht zur Hochschulfinanzierung ablenken. Die Abschaffung der Studiengebühren in Baden-Württemberg zum Sommersemester 2012 durch die grün-rote Koalition war ein großer Fortschritt – umso bedauerlicher finden wir es, dass dieses veraltete System jetzt in diskriminierender Weise wieder eingeführt werden soll.

Wir vom Landesverband Campusgrün Baden-Württemberg treten den Plänen von Theresia Bauer, Wissenschaftsministerin in Baden-Württemberg, zur Einführung von Studiengebühren für Studierende aus Nicht-EU Staaten und für das Zweitstudium entschieden entgegen: Bildung ist ein Menschenrecht, das nicht der Ökonomisierung zum Opfer fallen darf!

Daher lehnen wir jegliche Form von Studiengebühren ab, auch wenn diese nur auf einzelne Gruppen abzielen. Die ausschließliche Belastung internationaler Studierender ist willkürlich und diskriminierend – schließlich kann sich niemand sein Geburtsland aussuchen.

Es ist unverantwortlich, dass der Landeshaushaltsplan für 2017 Einsparungen in Höhe von 47 Millionen Euro im Bereich Wissenschaft, Forschung und Kunst vorsieht. Auch wenn es begrüßenswert ist, dass Theresia Bauer ankündigt, keine Gelder von den Universitäten abziehen zu wollen, ist ihr Vorschlag, stattdessen die Einnahmen der Hochschulen durch die Einführung von Studiengebühren in Höhe von 1000 bis 2000 Euro pro Semester für EU-Ausländer zu erhöhen, keine akzeptable Lösung.

„Bildung ist ein Menschenrecht, das nicht der Ökonomisierung zum Opfer fallen darf!“



Foto: Privat

Anja Popp
aus dem Landesvorstand von Campusgrün Baden-Württemberg

Zusätzlich sollen Studiengebühren in Höhe von 650 Euro pro Semester für ein Zweitstudium nach einem abgeschlossenen Master, Diplom oder Staatsexamen erhoben werden und die Verwaltungskostenbeiträge um 10 Euro pro Semester steigen. Wir wenden uns gegen diese Tendenz, Studiengebühren durch die Hintertür über die langsame Erhöhung der Verwaltungskostenbeiträge wieder einzuführen.

Hochschulfinanzierung darf nicht auf Kosten der Studierenden geleistet werden, sondern ist eine elementare Aufgabe des Landes. Die Wiedereinführung von Studiengebühren – und sei es auch „nur“ für ausländische Studierende und das Zweitstudium – ist unsozial und ungerecht. Sie wirkt abschreckend und macht den Hochschulstandort Baden-Württemberg weniger attraktiv.

Ist die Einführung einer Studiengebühr für Nicht-EU-Bürger sinnvoll? Wir haben Studierende gefragt:



Fotos: chr

Carla, 21

Jura

„Ich finde es in Ordnung und nicht diskriminierend, da man als Deutscher im Ausland auch Gebühren zahlen muss und dafür keine Steuern zahlt.“



André, 24

Germanistik im Kulturvergleich

„Ich finde die Idee nicht gut, da sie in ihren Heimatländern bereits zahlen und nicht zusätzlich zum vergleichsweise hohen Lebensstandard finanziell belastet werden sollten.“



Sarah-Lina, 26

Kunstgeschichte

„Das ist Blödsinn, denn es führt zu unsinniger Separation und Diskriminierung gegenüber Menschen aus weniger wirtschaftsstarken Ländern.“ **(chr)**



Foto: hlp

„Ist das ein Männername?“

Verwirrte Dozierende, bürokratische Hürden, taktlose Fragen – als Transperson an der Universität braucht man vor allem starke Nerven

Die anderthalb Jahre, in denen ich schon als Mann gelebt habe, aber noch nicht so rüberkam oder so aussah, da hatte ich Angst.“ Ben* ist transsexuell. Der 22-jährige Lehramtsstudent aus Heidelberg lebt erst seit kurzem offen als Mann. Der Schritt war nicht einfach.

Seit den 1970ern haben Menschen in Deutschland die Möglichkeit, Namen und Geschlecht auf offiziellen Dokumenten zu ändern. Zirka 1600 stellten vergangenes Jahr einen Antrag. Ein solches Verfahren braucht Zeit. „Von dem Zeitpunkt, an dem ich meine Unterlagen eingereicht habe, bis ich meinen neuen Ausweis in der Hand hielt, hat es zehn Monate gedauert“, sagt Ben. Bevor er den Antrag stellen konnte, musste er sich ein Jahr lang „probeweise“ als Mann zeigen. Er brauchte zwei Gutachten.

„Das sind zwei Sitzungen von ein bis zwei Stunden. Man wird gebeten, vorher einen transbezogenen Lebenslauf zu schreiben“, erzählt Ben, „Das ist natürlich total komisch. Das sind fremde Menschen, die du noch nie zuvor gesehen hast. Du triffst sie dort zum ersten Mal und gleich sagen sie ‚jetzt erzählen Sie mir mal die intimsten Dinge über Ihre Kindheit‘. Mir fiel das nicht so schwer, weil meine Kindheit relativ schön war. Aber ich kann mir vorstellen, dass es für manche Leute schon ziemlich mies ist, noch mal alles durchkauen zu müssen.“

Die zwei Gutachten sollten belegen, dass er tatsächlich transsexuell ist. Dazu zählt in Deutschland eine Diagnose: Transsexualität wird als psychische Störung klassifiziert. Eine Praxis, die vom Europarat kritisiert wurde und 2017 abgeschafft werden soll. In Dänemark, Schweden und Malta wird bereits jetzt darauf verzichtet.

Lange Zeit war auch eine geschlechtsangleichende Operation Voraussetzung für Änderung von Namen und Geschlecht im Ausweis. Das Bundesverfassungsgericht erklärte den entsprechenden Absatz des Transsexuellengesetzes 2011 für verfassungswidrig. Der Zwang einer Operation verstieße gegen das Recht auf körperliche Unversehrtheit. Eine revidierte Fassung des Gesetzes gibt es bisher nicht, zurzeit ist ein Eingriff jedoch nicht notwendig.

> Transsexualität ist in Deutschland eine Diagnose

Auch bei Anerkennung von nicht-binären Menschen sind uns andere Länder voraus. Das Gesetz fordert eine eindeutige Zuordnung als Mann oder Frau. Nicht-binäre Personen, die sich unabhängig von körperlichen Merkmalen, einem anderen oder auch keinem Geschlecht zugehörig fühlen, werden in Deutschland staatlich bisher nicht anerkannt. In Australien haben intersexuelle und nicht-binäre Personen die Möglichkeit in ihrem Ausweis „Geschlecht: unbestimmt“ anzugeben.

Neben struktureller Diskriminierung wie dieser sehen sich Transpersonen häufig auch im Alltag gewalttätiger Transphobie ausgesetzt. Dazu zählen nicht nur körperliche Angriffe, sondern auch verbale, wie etwa die Bezeichnung von Transfrauen als „Transe“.

„Trans- und Intergeschlechtliche Personen erfahren auch an der Uni Heidelberg grundlegende Formen der Diskriminierung“, sagt das Referat für Frauen* und Non-Binary (FUN). Gemeinsam mit dem Queerreferat setzt es sich in der Hochschulpolitik für transgeschlechtliche und nicht-binäre Menschen ein.

> „Es hat sich überhaupt nicht mutig angefühlt“

„Besonders dort, wo der Zugang zu Räumen aufgrund von Körpermerkmalen geregelt wird, kommt es zu Problemen: Welche Duschräume oder Umkleiden stehen Menschen zur Verfügung, die nach dem Hochschulsport sowohl in der Herren- als auch der Damenumkleide dumm angemacht werden? Keine. Das Gleiche gilt für Toiletten.“ Ausgrenzung begegnet Trans- und Interpersonen hier täglich. „Neutrale Sanitäreinrichtungen sind ein Wunsch, der im Gespräch von Betroffenen immer wieder geäußert wird.“ Besonders unangenehm ist es, „misgendert“ zu werden – also wenn Menschen Personalpronomen für ein anderes Geschlecht verwenden – insbesondere, wenn dies absichtlich geschieht. Unbeabsichtigtes Misgendern lässt sich in den meisten Fällen dadurch vermeiden, dass man Personen, die man kennenlernt, fragt, wie sie angesprochen werden wollen. Auch die pauschale Zuordnung von Merkmalen wie Brüsten, Bärten oder Kleidungsstücken zu vermeiden, hilft.

Seine Freunde gewöhnten sich schnell an seinen neuen Namen, erzählt Ben. Dozierende taten sich da etwas schwerer: Vor Semesterbeginn bat er sie, ihn mit seinem neuen Namen anzusprechen. „Einer hat auf eine E-Mail geantwortet: ‚Aber das ist doch ein Männername?‘. Die meisten Leute haben es gar nicht auf dem Schirm, dass es das gibt.“

Als er einen neuen Studierendenausweis beantragen wollte, stieß er auf Verwirrung. „Ich bin mit meiner neuen Geburtsurkunde und dem Beschluss zur Studierendenadministration gegangen. Die studentische Hilfskraft war ziemlich überfordert.“ Im LSF war zunächst nur der Name geändert, Anrede und Anzeigebild waren jedoch noch immer weiblich.

Das FUN-Referat fordert auf administrativer Ebene ein Umdenken: „Ist die Angabe des Geschlechts oder des Vornamens auf der Klausur wirklich notwendig? Wir sagen: nein. Ob männlich, weiblich, trans, inter oder was-auch-immer ist für die Bewertung ganz egal.“ Das Queerreferat ergänzt: „Ebenfalls problematisch können längere Unterbrechungen des Studiums aufgrund von eventuellen geschlechtsangleichenden Maßnahmen sein. Wünschenswert wären hier entsprechend geschulte Ansprechpartner*innen an der Uni.“

Dennoch empfindet Ben die Universität als deutlich transfreundlicher, als seinen Heimatort. Die meisten Leute hätten eine offene Haltung, meint er. Auf sein Coming-Out erhielt Ben von Freunden vor allem positive Rückmeldungen: Sie bewunderten seinen Mut und das, obwohl er diesen gar nicht erkennen konnte: „Es hat sich überhaupt nicht mutig angefühlt. Ich hatte die ganze Zeit nur Angst“, gibt er zu. „Viele Leute denken von sich, dass sie tolerant sind, sagen dann aber Sachen, die den Menschen in dem Moment verletzen.“

„Hast du einen Penis? Wie hießt du früher? Wie haben deine Eltern reagiert?“ sind Fragen, die man einer cissexuellen Person, also jemanden der das Geschlecht hat, das bei der Geburt festgestellt wurde, nicht stellen würde. Sie greifen in die Privatsphäre von Transpersonen ein. Offen beleidigt worden ist Ben nicht. „Im Internet liest man aber immer wieder so Sachen. Gerade auf YouTube werden unter Trans-Videos ziemlich schlimme Dinge gepostet. Das liegt auch an der Anonymität, die man im Internet hat. Vielleicht denken sich manche Leute, die man trifft, ‚das finde ich falsch‘ oder ‚das ist gegen meine religiösen Vorstellungen‘, aber die sagen es nicht offen.“

Ben outet sich selten. „Jetzt „passe“ ich ja“, sagt er. „Also habe ich die Wahl es den Leuten zu sagen oder nicht zu sagen.“ Passing (von Englisch „to pass as something“) bedeutet, dass fremde Personen einem auf Anhieb das richtige Geschlecht zuordnen. „Ich mache das bei Konversationen, bei denen ich das Gefühl habe, ich müsste sonst lügen. Beispielsweise, wenn man über die eigene Schulzeit redet. Ich war ja immer im Mädchensportunterricht und ich wurde gefragt, was wir im Jungssport gemacht haben.“ Als eine Arbeitskollegin eine Kundin mit einer transphobischen Bezeichnung beschrieb, erzählte er ihr ebenfalls, dass er transsexuell ist.

„Ich versuche es immer dann zu sagen, wenn ich das Gefühl habe, dass ich etwas verändern könnte.“

Unsere Gesellschaft hat sich bereits ein wenig verändert. „Vor zehn, zwanzig Jahren gab es in den Medien nur stark sexualisierte Darstellungen von Transpersonen“, erinnert sich Danijel Cubelic von schwarzweiss e.V., „Heute ist das nicht nur so.“ Transsexualität ist nicht mehr das Tabuthema, das es war. Dennoch fehlt es in den Mainstream-Medien an Repräsentation. Wenn die Mehrzahl aller Figuren in Geschichten cissexuell sind, wird dies als die Norm angesehen. Menschen, die dieser Norm nicht entsprechen, haben es in der Realität schwierig respektiert und akzeptiert zu werden.

Dass es zu wenig Transcharaktere und -schauspielende im Fernsehen und Kino gibt, zeigt sich auch daran, dass viele keinen Unterschied zwischen Travestiekünstlern wie Conchita Wurst und tatsächlichen Transpersonen sehen. Im Gegensatz zu Transpersonen schlüpfen sie nur zeitweise in die Rolle eines anderen Geschlechts. Die fälschliche Annahme, dass Transfrauen einfach nur Männer in Kleidern sind, wird noch dadurch verstärkt, dass Filmrollen von Transfrauen häufig an Cismänner gehen. So zum Beispiel in „Dallas Buyers Club“ oder „The Danish Girl“, in dem die Geschichte von Lili Elbe verfilmt wurde – der ersten Transfrau, die sich einer geschlechtsangleichenden Operation unterzog.

> Transsexualität ist nicht mehr das Tabuthema, das es war

Die Transgender Awareness Week soll für mehr Sichtbarkeit sorgen. Sie entstand in den 1990ern in den Vereinigten Staaten und entwickelte sich aus dem Transgender Day of Remembrance, an dem der Opfer transphobischer Gewalt gedacht wird. LGBTQIA-Organisationen (lesbisch, schwul, bisexuell, trans*, queer, intersexuell und asexuell) weltweit machen in dieser Zeit auf die Ängste, Sorgen und Hoffnungen von Transpersonen aufmerksam – so auch in Heidelberg: zum zweiten Mal gibt es die Trans*aktionstage Rhein-Neckar.

Vom 14. bis zum 20. November finden in Heidelberg und Mannheim Workshops, Vorträge, Diskussionsrunden und eine Filmvorführung statt. Organisiert werden die Trans*aktionstage von der Heidelberger Initiative Identität & Geschlechtlichkeit, schwarzweiss e.V., PLUS, dem Queerfeministischen Kollektiv Heidelberg, Wandlungsbedarf e.V. und dem Deutschen Gewerkschaftsbund. Mit der Trans*aktionswoche sollen transbezogene Themen ins Licht der Öffentlichkeit gerückt werden. Alle Angebote der Trans*aktionswoche sind kostenlos. Nicht nur transgeschlechtliche Menschen sind eingeladen. Ein Workshop zum Thema körperpositives Sportangebot richtet sich an alle, die aufgrund ihrer Abweichung von körperlichen Normen Diskriminierung erfahren oder erfahren haben. „Wir versuchen, intersektional zu denken“, so Cubelic. Die Aktion wird von den Städten Heidelberg und Mannheim unterstützt.

Der neugegründete Runde Tisch für sexuelle Vielfalt soll für Vernetzung auf städtischer Ebene sorgen. Auch andere Organisationen bieten in Heidelberg Treffen für Menschen an, die LGBTQIA sind. Neben größeren Events wie den Trans*aktionstagen und dem Queer Festival, das im Mai dieses Jahres stattfand, gibt es auch kleinere Veranstaltungen.

Aktuelle Veranstaltungen sind auf queer-festival.de und im Kalender der Queerreferats auf der StuRa-Webseite zu finden.

Der Austausch mit anderen Transpersonen kann sehr hilfreich sein. Ben besucht die Selbsthilfegruppe für transsexuelle Personen und deren Angehörige.

Wie sich sein Leben verändert hat, seit er offen als Mann lebt? „Bei ‚Männergesprächen‘ werde ich mehr einbezogen. Dabei kenne ich mich mit ‚typischen‘ Männerthemen wie Fußball oder Technik gar nicht aus. Ich merke, dass ich, als ich als Mädchen gelebt habe, häufiger Hilfe bekommen habe, auch wenn ich sie nicht gebraucht habe. Jetzt muss ich eher danach fragen. In Bars hat sich auch was geändert“, lächelt er. „Als Mann wird man seltener angeflirtet.“

Hannah Lena Puschnig, 20



hat überraschend wenige Karohemden im Schrank. Ein Missstand, der schnellstmöglich behoben werden sollte.

„Wir sind hier, wir sind laut“

Fortsetzung von Seite 1: Heidelberger Studierende protestieren gegen Campus-Maut

Vier Jahre nach der Abschaffung der Studiengebühren in Baden-Württemberg plant Wissenschaftsministerin Theresia Bauer ihre Wiedereinführung. Studenten aus Nicht-EU-Ländern sollen bis zu 1500 Euro zahlen. Inländische Studierende werden für ein Zweitstudium mit 650 Euro zur Kasse gebeten.

Gegen diesen Vorschlag regt sich nun Widerstand. Am vergangenen Samstag demonstrierten Heidelberger Studenten gegen die Pläne der Minsterin auf dem Bismarckplatz. Die über hundert Demonstranten machten ihrem Unmut mit Parolen und Schildern Luft. Wie schon im Bidlungsstreik 2009 hieß es: „Wir sind hier, wir sind laut, weil man uns die Bildung klaut.“ Im Anschluss an die Kundgebung zogen die Demonstrationsteilnehmer unter kritischer Beäugung von Touristen und Passanten durch die Hauptstraße zum Uniplatz. Dort wurden sie von der Polizei erwartet, da der Zug durch die Hauptstraße nicht genehmigt war.

Die Referatekonferenz des Heidelberger Studierendenrates (RefKonf) schloss sich einer Stellungnahme an, die Bauers Pläne ablehnt. Die Argumente gegen die aktuell geplanten Studiengebühren wecken Erinnerungen an die Proteste im Rahmen des Bildungsstreiks von 2009, die damals zur Abschaffung der allgemeinen Studiengebühren geführt hatten: Einem freien und gleichen Zugang zu Bildung im Sinne des Grundgesetzes stehe eine „Campus-Maut“ entgegen.

Dass durch die Regelung reiche Ausländer zu einem Studium in Baden-Württemberg ermuntert werden sollen, während weniger privilegierte Ausländer ferngehalten würden, lautet der Vorwurf seitens der Unterzeichner. Die entstehenden Kosten für Studienwechsler oder Studierende, die bereits einen Abschluss haben, seien „absurd“: „Ein Zweitstudium dient dazu, sich selbst weiterzubilden und eigene Kompetenzen zu erweitern. Es wäre fatal, diese Möglichkeit Menschen aus finanziellen Gründen zu nehmen.“ Außerdem wird kritisiert, dass Studentenvertreter bisher nicht in die Planungen einbezogen wurden. Folgerichtig sprechen sich auch zahllose weitere Studenten- und Jugendorganisationen gegen die geplanten Gebühren aus.

> „Eine solche Regelung muss rassistisch genannt werden“

Der freie Zusammenschluss von StudentInnenschaften (fzs), spricht gar von Rassismus: „Eine Regelung, die anhand des Passes oder der Herkunft der Hochschulzugangsberechtigung einer Person über ihre Bildungschancen und damit ihre Zukunft entscheidet, muss klar als rassistisch benannt werden“, heißt es in einer Pressemeldung des fzs.

Bauer kommentierte diese Vorwürfe als ein „bisschen arg schrill“ und unterstellt dem fzs Aufmerksamkeitshascherei. Während Kritik aus der politischen Opposition zu erwarten war, überrascht die Ablehnung der Pläne innerhalb der Grünen umso mehr. Neben Abgeordneten der Bundestagsfraktion der Grünen ging auch die Jugendorganisation „Grüne Jugend“ in Baden-Württemberg mit den geplanten Gebühren hart ins Gericht: „Wir setzen uns für einen einfachen und günstigen Zugang zu umfassender, guter Bildung für alle ein. Dann können wir nicht einzelne Menschen aufgrund ihrer Herkunft über eine finanzielle Barriere davon ausschließen“, heißt es auf ihrer Internetseite.

Die Universitätsverwaltung und das Rektorat haben zu den Plänen der Wissenschaftsministerin bisher noch nicht Stellung genommen. **(jtf)**



Foto: hlp

Studierende demonstrieren auf dem Bismarckplatz gegen Bauers Pläne

Absage an die AfD

Eine Anfrage der AfD hat in der RefKonf für Auseinandersetzungen gesorgt. An deren Ende erteilte das Gremium in einer Stellungnahme einer Kooperation eine klare Absage

Die Referatekonferenz (RefKonf) des Studierendenrats (StuRa) hat in der vorlesungsfreien Zeit eine Stellungnahme über ihre Einstellung zum Umgang mit der AfD verabschiedet. Darin lehnt sie eine Zusammenarbeit mit der AfD-Landtagsfraktionen ab. Dieser Stellungnahme war eine Auseinandersetzung über die Beantwortung einer Landtagsanfrage des AfD-Abgeordneten Heiner Merz vorausgegangen. Im Zuge dieser Auseinandersetzung ist der Außenreferent der Verfassten Studierendenschaft (VS) zurückgetreten.

Was war passiert? Mitte August erreichte die Refereatekonferenz über das Ministerium für Wissenschaft und Kunst die Landtagsanfrage des AfD-Abgeordneten Merz. Sie enthielt die Frage, welche Gruppen und Demonstrationen die VS finanziell unterstützt. Wie es im Statement der RefKonf heißt, war die Beantwortung Anfrage „zeitlich drängend“. Deshalb antworteten die Referate für Ökologie, Gremienkoordination und Finanzen, ohne vorher eine Position zur AfD zu erarbeiten.

> Die AfD spricht sich immer wieder gegen das Konzept einer VS aus

Prinzipiell ist eine solche Anfrage nicht ungewöhnlich, da Abgeordnete durch sie Informationen über die Arbeit der VS und die Hochschulpolitik an der Universität Heidelberg erhalten. Diese Informationen werden dann in der Regel dafür verwendet, die jeweils eigene Politik argumentativ zu unterstützen. Eingen Vertretern der Verfassten Studierendenschaft zufolge vertrete die Partei offen rassistische, sexistische und antisemitische Positionen. Auch grenze sie sich nicht deutlich von rechtsextremen Gruppen und Parteien wie der NPD ab. Das stelle immer wieder die demokratische Grundeinstellung der Partei massiv in Frage.

> „Das liegt uns besonders am Herzen“

Darüber hinaus spricht sich die Partei immer wieder gegen das Konzept einer VS aus. Es ist also davon auszugehen, dass die Informationen aus einer Anfrage dazu verwendet werden, die VS zu diffamieren. Außerdem widerspricht die Herausgabe von Informationen über antifaschiste und antirassistische Gruppen an rechte Gruppen und Parteien deren Grundsatz „Keine Namen, kein Strukturen“. Dadurch, dass diese Informationen nicht nach außen getragen werden, sollen Engagierte geschützt werden. Denn ihnen droht von Mitgliedern rechter Gruppen oft physische Gewalt.

Daraufhin veröffentlichten der damalige Außenreferent Sebastian Rohlederer und weitere Referentinnen und Referenten eine Stellungnahme auf der Homepage des StuRa. In dieser distanzierten sich die Unterzeichnenden von der Beantwortung der Anfrage, ohne Absprache und „demokratische Legitimation“ durch die VS.

In der darauf folgenden RefKonf trat Sebastian Rohlederer zurück. In seiner Rücktrittserklärung heißt es, dass er, nachdem in dieser Sitzung keine Stellungnahme beschlossen worden sei, es nicht mehr verantworten könne, Referent in der VS zu sein. Weiter heißt es, „antifaschistisches und antirassistisches Engagement gehört für mich zu einem demokratischen Grundkonsens und die Bekämpfung der AfD muss eine gesamtgesellschaftliche Aufgabe sein, der sich die ganze VS widmen muss.“

In einer Sondersitzung beschloss die RefKonf schließlich eine Stellungnahme, in der sie zunächst die schnelle Antwort auf die Anfrage bedauert. In Zukunft wolle man sich „kritisch mit Anfragen dieser Art auseinandersetzen“.

Des Weiteren entschuldigten sie sich bei den Gruppen, um die es in der Anfrage ging und erteilten in dem Statement einer Zusammenarbeit mit denAfD-Landtagsfraktionen eine klare Absage.

Weder die AfD–Landtagsfraktion, noch der Abgeordnete Merz, der die Anfrage gestellt hatte, haben bisher auf die Stellungnahme reagiert.

In der VS soll es auch in Zukunft einen Austausch über den Umgang mit rechten Parteien und Gruppierungen geben. Das Referat für politische Bildung erklärte auf Nachfrage: „Das Thema AfD, aber auch grundsätzlich neue rechte Strömungen wie die Identitäre Bewegung oder Pegida werden auf dem Arbeitswochenende der VS diskutiert werden.“ Auch eine weitere Diskussion im Studierendenrat halten sie für wichtig. „Das liegt uns besonders am Herzen, weil wir nicht nur darüber reden, sondern auch zeigen müssen, wie handlungsfähig wir gegen menschenfeindliche und diskriminierende Haltungen in der Gesellschaft sind.“ **(leh)**

Kommentar

Armutszeugnis

Die Einführung von Studiengebühren für Nicht-EU-Bürger und das Zweitstudium ist ein Armutszeugnis für die baden-württembergische Bildungspolitik. Denn sie wendet sich gegen ein internationales Miteinander und Bildungsgerechtigkeit an den Hochschulen in Baden-Württemberg, zugunsten der „Politik der schwarzen Null“.

Wie das Wissenschaftsministerium auf seiner Homepage selbst zugibt, gehört der internationale Austausch mit zu einer universitären Kultur dazu. Die Gebühren schränken die Möglichkeiten für diesen Austausch jedoch ein, weil dadurch weniger internationale Studierende einen Zugang erhalten. Vor allem internationale Studierende mit kleinem Geldbeutel werden ausgeschlossen und damit klar benachteiligt. Die kulturelle und internationale Vielfalt an den baden-württembergischen Hochschulen wird also um des schnöden Mammons willen aufgegeben und das zugunsten wohlhabender, internationaler Studierender.

Auch der Zugang für wirtschaftlich schlechter gestellte inländische Studierende zu einem Zweitstudium wird beschränkt. Dabei sind die finanziellen Hürden für dieses schon jetzt zum Beispiel durch wegfallendes BAföG enorm hoch. An dieser Stelle wird also ebenfalls Studierenden mit mehr finanziellen Möglichkeiten der Vorzug gegeben. Deshalb tragen zusätzliche Gebühren zur Förderung der Bildungs-Ungerechtigkeit im Land bei.

Dies alles wird durchgeführt von der Ministerin einer Partei, in der immer wieder Chancengleichheit und „Bildung für alle“ gefordert wird. Inwieweit das noch mit den einstmals so hohen Bildungsidealen dieser Partei übereinstimmt ,lässt sich stark bezweifeln.

Dabei wird die Einführung der neuen Gebühren nicht etwa mit der besseren Finanzierung der Hochschulen begründet, sondern mit fehlenden Mitteln im Landeshaushalt.

Diese Lücken entstehen durch die grundgesetzlich festgeschriebene Schuldenbremse und die mit ihr verbundene „Politik der schwarzen Null“, die es den Ländern untersagt, neue Schulden zu machen. Diese Politik ist es nicht wert, das internationale Miteinander und die Bildungsgerechtigkeit an den Hochschulen in Baden-Württemberg preiszugeben.

Von Esther Lehnardt

ANZEIGE

Seit über 40 Jahren erfolgreiche Kurse zum
LATINUM + GRAECUM
während der Semesterferien und semesterbegleitend
* für Anfänger und Fortgeschrittene
* soziale Beiträge + Lernmittelfreiheit
* kleine Arbeitsgruppen
* erfahrene Dozenten
* anerk. Prüfungen (Latein-/Griechischkenntnisse)
HEIDELBERGER PÄDAGOGIUM
gemeinnütziges Bildungsinstitut
69120 Heidelberg, Schröderstr. 22a, Tel.: 45 68-0, Fax: 45 68-19
www.heidelberger-paedagogium.de



Hochschule in Kürze

Anwesenheitspflicht abgeschafft
Seit Anfang November dieses Jahres entfällt die Anwesenheitspflicht gewisser Veranstaltungen für Medizinstudenten. Der Beschluss wurde von den studentischen Vertretern der Studienkommission der medizinischen Fakultät vorgebracht und nun für alle Vorlesungen beschlossen. Diese Regelung gilt aber nicht für Seminare und Praktika. Durch die Auswertung einer Evaluation des Curriculums zeichnete sich ab, dass eine Veränderung der Anwesenheitspflicht stattfinden müsse. Den Medizinstudenten soll dadurch die Möglichkeit geboten werden, ihre Studienzeit individueller und flexibler zu planen und sie somit zu entlasten.

Kooperation mit Wikimedia
Erstmalig fand in diesen November eine Zusammenarbeit von Wikipedia-Autoren und Mitarbeitern des Institutes für klassische Archäologie in Form eines Workshops statt. Anfangs informierten die Wissenschaftler ihre Gäste über die unieigene Vasen-Sammlung. Daraufhin legten sie dar, wie sie bei dem Verfassen eines Artikels für Wikipedia vorgehen.

Die Veranstaltung wurde von der Uni initiert. Bisher mussten größtenteils Wikimedia-Mitarbeiter wissenschaftliche Institutionen für eine Zusammenarbeit anfragen. Denn an der Universität herrschen nach wie vor Vorbehalte gegenüber Wikipedia. Eine Kooperation bringt jedoch beiden Seiten Vorteile, denn dadurch wird Wissen leichter generiert und zugänglich gemacht. **(jaw)**

Themenseite studentische Räume

Umzugspläne der VS

Die Verfasste Studierendenschaft muss 2020 umziehen. Wird die Alte Geographie im Neuenheimer Feld das neue Studierendenhaus?

In den vergangenen Semesterferien erhielt die Verfasste Studierendenschaft (VS) ein Angebot, zukünftig neue Räumlichkeiten im Neuenheimer Feld zu beziehen. Bei einem Verhandlungsgespräch mit der Universität wurde nun die Möglichkeit diskutiert, den Studierendenrat (StuRa) im Gebäude der Alten Geographie, Im Neuenheimer Feld 348, unterzubringen.

Bereits beim Einzug der FSK 2005 in die aktuellen Räumlichkeiten in der Albert-Ueberle-Straße wurde eine langfristige Belegung ausgeschlossen. Aufgrund einer Generalsanierung müssen deshalb die VS sowie die Institute der Ethnologie und der Islamwissenschaft, die in selbigem Gebäude untergebracht sind, bis 2020 ein neues Domizil finden. Der StuRa möchte durch diesen Umzug seine Lage verbessern und sich mindestens einem der Campus anschließen. Dies wäre besonders für die Nutzung einiger Angebote der VS für die Studierenden von Vorteil, da die derzeitige Erreichbarkeit der VS-Räume eine große Hürde darstellt.

So soll jedoch nicht nur der Verwaltungsapparat der VS umziehen, sondern das Gesamtkonzept eines Studierendenhauses verwirklicht werden. Hierzu wurde bereits im vergangenen Jahr der Antrag im StuRa gestellt, ein Studierendenhaus für die VS einzurichten, zu dessen Umsetzung sich die AG Studierendenhaus gründete. Angedacht ist die Einrichtung eines Hauses, welches Sitzungs- und Verwaltungsräume für die VS beinhaltet sowie Räumlichkeiten für Hochschulgruppen, Fachschaften und Initiativen. Auch ein selbstverwaltetes Café liegt im Bereich der Möglichkeiten.



Foto: AStA Frankfurt

In Frankfurt fuktioniert das Modell Studi-Haus

Bei einem Sondierungsgespräch mit der Pressesprecherin Marietta Fuhrmann-Koch und Alexander Matt vom Bau- und Liegenschaftsamt der Universität wurden laut Aussage des StuRa ausgelotet, wo es für die VS hingehen könnte. Räumlichkeiten in der Altstadt und in der Nähe des Campus Bergheim wurden ausgeschlossen. Zur Diskussion steht nun das Gelände der Alten Geographie im Neuenheimer Feld. Eigentlich wollte das Land dieses Gebäude verkaufen, kann sich jedoch die VS als Erbpächter vorstellen.



Foto: mak

Zieht die VS zukünftig in dieses baufällige Gebäude ein?

Da das Gebäude derzeit nicht bezugsfertig ist, wurde in der Sitzung der Referatekonferenz im September zunächst ein finanzieller Rahmen von 5000 Euro festgelegt, um ein Baugutachten des besagten Gebäudes anzufordern. Das Baugutachten soll klären, ob bei einem Umzug auf das Gelände der Alten Geographie eine Kernsanierung oder ein Neubau nötig wären. Die Universität könnte dabei als Bauherr fugieren. Ein Neubau hätte für die VS den Vorteil, die Räumlichkeiten vollkommen frei an die Bedürfnisse der VS anpassen zu können. Allerdings ist bislang nicht klar, ob die VS einen Neubau finanzieren könnte, da es ihr laut Landeshochschulgesetz nicht möglich ist, Kredite aufzunehmen.

Bislang wurde das Baugutachten durch die VS jedoch nicht in Auftrag gegeben und auch die Universität wollte auf Anfrage des *ruprecht* zum Angebot der Alten Geographie keine Stellung beziehen. **(mak)**

Auszug der Initiativen

Forschung ist wichtiger als studentisches Engagement

„Intransparent, mühselig, unzuverlässig und neuerdings sogar mit Kosten verbunden." In einem offenen Brief an den Universitätsrektor Bernhard Eitel prangerte ein Bündnis aus Hochschulgruppen und Fachschaften im Frühjahr die Raumvergabepolitik der Universität Heidelberg an. So werde für die Bereitstellung von Räumen für Veranstaltungen von studentischen Initiativen nicht nur seit kurzem Miete erhoben, was für viele Projekte finanziell kaum machbar sei. Ein undurchsichtiges und bürokratisches Vergabeverfahren erschwere zudem die Planung.

Rechtlich betrachtet verfügt hierbei zwar die Verfasste Studierendenschaft (VS) über Räume, welche ihr die Hochschule nach dem Landeshochschulgesetz kostenlos zur Verfügung stellen muss, gleiches gilt jedoch nicht für andere studentische Initiativen. Dies wird vom StuRa auch unter dem Verdacht kritisiert, die Kosten für Veranstaltungen sollten künftig auf die VS geschoben werden. Seitens der Hochschule wird die Raumvergabepolitik jedoch verteidigt: So sehe das Landesrecht keinen Rechtsanspruch auf Räume für studentische Initiativen vor und auch die VS habe über einer Bereitstellung zur Sicherung ihrer Arbeitsfähigkeit hinaus keinen Anspruch.

Grundsätzlich sei man daran interessiert, studentisches Engagement so weit wie möglich zu unterstützen, Priorität müssten als Kernaufgaben der Uni jedoch immer Forschung und Lehre haben. Demnach werden studentische Projekte, die in Kooperation mit einer universitären Einrichtung stattfinden oder eindeutige Unterstützung zu Aufgaben der Universität wie Forschung, Lehre oder interdisziplinärem Austausch bieten, nach internen Vergaberegeln behandelt. Alle studentischen Initiativen, die darüber hinaus Räume nutzen wollen, müssten aber wie Dritte behandelt werden und eine Miete für universitäre Räume zahlen sowie für entstandene Kosten aufkommen. **(mtr)**

Passt das Frankfurter Vorbild?

Der AStA in Frankfurt hat es geschafft: Ab 2020 stehen dort an der Uni zwei Studierendenhäuser und ein Café zur Verfügung

In Frankfurt wurde das erste Studierendenhaus bereits 1953 eingerichtet. Valentin Fuchs, Vorstand des Allgemeinen Studierendenausschusses (AStA) Frankfurt, sprach mit uns über das aktuelle Frankfurter Modell.

Welche Angebote können die Studierenden im Studierendenhaus Frankfurt nutzen?

Valentin Fuchs: Im alten Studierendenhaus gibt es einen studentischen Cafébetrieb (Café KoZ) der vom AStA subventioniert wird. Oft veranstaltet das KoZ auch Barabende mit DJanes. Im Haus gibt es noch einen Partykeller und einen Festsaal. Alle drei Räume können von Studierenden, von studentischen Gruppen aber auch von Außenstehenden für Veranstaltungen gemietet werden. Zweimal die Woche findet im Festsaal das studentische Kino Pupille statt und aktuell trainiert dort auch eine studentische Roller-Derby-Gruppe. Zudem sind dort vier Konferenzräume und die Büroräume des AStA untergebracht. Kleinere Büroräume stehen den parlamentarischen Hochschulgruppen zur Verfügung. Das Haus am Campus Niederrad ist kleiner, verfügt über einen Veranstaltungsraum, Konferenzraum und einen Ruheraum und wird von der Fachschaft Medizin verwaltet.

Wie kam es zur Einrichtung eines Studierendenhauses in Frankfurt?

Es war ein Projekt von Bundespräsident Theodor Heuss und dem US-Konsulat unter Mitwirkung des damaligen Uni-Präsidenten Max Horkheimer im Rahmen der Entnazifizierung und wurde vollständig von den USA finanziert. Das Haus ist also angelegt als eine demokratische Keimzelle, die in die Universität und aber auch in die Stadt hineinwirkt.

Was soll sich ändern, wenn 2020 das große Studierendenhaus in einen Neubau umziehen?

Das Haus dort hat die selben Ansprüche wie das alte, der AStA hat jedoch noch durch eine eigene Geldzugabe Räume dazu gewonnen. Da der AStA bei der architektonischen Planung selbst mitwirken konnte, sind, anders als im alten Haus, alle vier Veranstaltungsräume unabhängig voneinander nutzbar. Darüber hinaus gibt es einen größeren Lernraum, eine Bibliothek und eine Fahrradwerkstatt.

Wie wird das Haus angenommen?

Für viele Leute ist es Studiums- und Lebensmittelpunkt. Es ist auch ein politischer Ort, der für die universitäre und städtische Linke essenziell ist. Inzwischen reicht der Nutzerkreis auch über den studentischen Kontext hinaus. Migrantische Initiativen nutzen das Haus und es gibt jeden Sonntag ein „Flüchtlingscafé" der Nachbarschaft.

Das Gespräch führte Maren Kaps.

Das ausführliche Interview findet ihr unter *www.ruprecht.de*

Chronik der studentischen Räume Heidelberg

1945 – Gründung des Collegium Academicum als selbstverwaltetes Studierendenwohnheim

1978 – Nach der Auflösung des Wohnheims in der Seminarstraße mietet das Collegium Academicum zwei Geschosse des Hauses Plöck 93.

1989 – Gründung des Autonomen Zentrum Heidelbergs als ein linker, selbstverwalteter und unabhängiger Jugendtreff. Heute ist das selbstverwaltete Café Gegendruck ein Freiraum für politisch Engagierte in der Altstadt.

2005 – Die Fachschaftskonferenz (FSK) erhält Büroäume in der Villa Bergius der Albert-Ueberle-Straße.

2005 – Der *ruprecht* zieht in die Albert-Ueberle-Straße.

2009–2010 – Besetzung der Neuen Uni, Bildungsstreik vor dem HS 14.

2010 – Entstehung des selbstverwalteten studentischen Freiraums ZEP von der PH Heidelberg in Neuenheim.

2013 – Die VS erhält weitere Büroräume in der Sandgasse und ist damit auch in der Altstadt vertreten.

2020 – Die VS wird vermutlich aus den Räumen in der Albert-Ueberle-Straße ausziehen müssen. Eine Alternative könnte ein neues Studihaus sein.

ANZEIGE



Sie machen den Weg frei

Im Doppelpack haben Louisa Erdmann und Pietro Viggiani d'Avalos ihre Amtszeit beendet. Wer in ihre großen Fußstapfen treten wird, ist bislang ungewiss

Ein Jahr ist vergangen seitdem Louisa Erdmann und Pietro Viggiani d'Avalos ihr Amt als Vorsitzende der Verfassten Studierendenschaft (VS) angetreten haben. Seit der Gründung der VS sind sie einer der wenigen Vorsitze, die nicht vorzeitig von ihren Aufgaben zurückgetreten sind. Im Gespräch mit dem ruprecht *ziehen sie ein Resümee.*

In eurem Antrittsinterview bei uns habt ihr auf die gute Kommunikation zwischen euch beiden verwiesen. Telefoniert ihr immer noch täglich miteinander?

Louisa Erdmann: (*lacht*) Nein, jetzt sehen wir uns dafür täglich.

Pietro Viggiani d'Avalos: Wir sind in diesem Jahr noch enger zusammen gewachsen und unsere Freundschaft ist durch unsere Zusammenarbeit intensiver geworden.

Wie habt ihr die Aufgaben eures Amtes untereinander aufgeteilt?

Pietro: Wir haben das nie wirklich abgesprochen, aber Louisa hat schnell Personalangelegenheiten und die Wahl betreut, während ich mich eher um die QSM gekümmert habe. Aber eine konsequente Aufteilung gab es nie. Entgegen der Prophezeiungen hatten wir auch ein Privatleben. Wenn der eine verhindert war, hat der andere sich darum gekümmert, dass alles weiterhin läuft.

Louisa: Es wurde auch leichter als im Mai die neue Finanzregelung getroffen wurde. Pietro hat auf jeden Fall mehr für die Referatekonferenz gemacht.

Waren die Aufgaben tatsächlich die, die ihr zu Beginn erwartet habt?

Louisa: In der Satzung steht, dass wir hauptsächlich der Arbeitgeber sind und Ansprechpartner für das Personal, sowie gesetzliche Vertreter. Mit den beiden Klagen des Ring Christlich-Demokratischer Studenten (RCDS) haben wir nicht unbedingt gerechnet. Unerwartet waren doch der Zeitaufwand und die strukturellen Umwälzungen, die es jetzt im Personalmanagement gibt.

Was verändert sich zukünftig personell gesehen in der VS?

Louisa: Nach drei Jahren VS sind wir in Heidelberg an einem Punkt, an dem man merkt, welche Schwächen das System hat. Zum Beispiel lässt sich die Arbeit im Büro effektiver gestalten. Besonders der Bereich der Finanzen, weshalb dort jetzt Finanzaushilfen eingestellt werden, damit die Studierenden nicht mehr so lange auf ihr Geld warten müssen. Diese werden nach Tarifverträgen auf 400-Euro-Basis eingestellt.

Pietro: Auch ist uns aufgefallen, dass die ganze Last der VS auf zwei Bürokräften lag. Deshalb soll das nun auf mehrere kleinere Stellen aufgeteilt werden. Wir werden durch diese Veränderungen auf jeden Fall Geld sparen. Ebenfalls ist eine neue Stelle zur Betreuung der Öffentlichkeitsarbeit angedacht.

> „Den StuRa zu vereinen ist ein langfristiges Ziel. "

Eine bessere Öffentlichkeitsarbeit zu leisten war unter anderem eines euer Ziele. Was hat sich in diesem Bereich verändert?

Pietro: Wir haben an der Zusammenarbeit verschiedener Institutionen gearbeitet und damit ein Zeichen gegeben, dass bei Kooperationen noch mehr möglich ist. Auch dass unser Rektor uns im StuRa besucht hat, war eine positive Rückmeldung.

Louisa: Das hat allerdings eher weniger das Bild der Studierenden auf den StuRa verändert. Die angedachte Kooperation mit NextBike war sehr medienwirksam und ich denke, mit dem Härtefallstipendium und der Rechtsberatung sind mehr Studierende auf den StuRa aufmerksam geworden. Die soziale Aufgabe muss jedoch weiterhin ausgebaut werden. Leider ist die Reichweite des StuRa bisher noch immer zu gering. Dies zu ändern ist jedoch ein Langzeitprojekt. Positiv ist aber, dass viel mehr Gruppen im vergangenen Jahr Finanzanträge im StuRa gestellt haben.

Hattet ihr zwischenzeitlich den Gedanken den Vorsitz wie eure Vorgänger vorzeitig zu beenden?

Louisa: Teilweise lief es so gut, dass wir uns überlegten, erneut zu kandidieren. Mit dem Abwahlantrag vor den Semesterferien hatte sich das jedoch erledigt. Es war eine sehr emotionale aber auch schöne Zeit und wir sind unseren Unterstützern sehr dankbar.

Der Abwahlantrag lag eurem Besuch bei der Jahreshauptversammlung des RCDS auf einem Verbindungshaus zugrunde. Waren euch die Auswirkungen eures Besuches nicht bewusst?

Pietro: Mir war nicht bewusst, worauf die Leute sich konzentrieren können. Ich bin Optimist und suche immer nach dem Positiven. Aber anscheinend gibt es Leute, die nur darauf gewartet haben, dass wir einen Fehler machen, um sich darauf zu stürzen. Der StuRa war jedoch schlau genug zu sehen, dass wir keine bösartige Absicht hatten, sondern ein Zeichen der Zusammenarbeit setzen wollten.

Welcher Leitgedanke stand hinter eurem Besuch beim RCDS?

Louisa: Die Einladung des RCDS kam kurzfristig und wir waren persönlich am meisten betroffen von der Art wie der RCDS die letzte Legislatur gestaltet hat, eben mit zwei Klagen auf denen unsere Namen standen. Es war wichtig, den Diskurs zu suchen und sie daran zu erinnern, dass sie ihre Studierenden vertreten und nie im StuRa sind, sondern nur über das Verwaltungsgericht agieren. Wir wollten dabei keine politischen Gruppen bevorzugen oder benachteiligen.

Und am nächsten Morgen ging der Antrag zu eurer Abwahl im StuRa ein. Wie habt ihr das aufgefasst?

Louisa: Nach fast beendeter Amtszeit so persönlich angegriffen zu werden war schwierig. Die Art wie der Antrag geschrieben war, war eine Frechheit. Und wieder auf einer persönlichen Ebene.

Pietro: Die große Mehrheit bei der Abstimmung gegen den Antrag hat jedoch gezeigt, dass der StuRa hinter uns steht. Er hat das Signal als Öffnung des Vorsitzes zu jeder politischen Hochschulgruppe gesehen und sich nicht damit identifiziert. In der Referatekonferenz wurde dann geklärt, zukünftig genauer auf Absprachen zu achten.

Welche Rückmeldungen habt ihr vom RCDS nach eurem Besuch bekommen?



Foto: hlp

Erhobenen Hauptes blicken Louisa und Pietro auf das vergangene Jahr zurück

Pietro: Der RCDS hat in der letzten StuRa-Sitzung einen eigenen Kandidaten für den Vorsitz aufgestellt und ist seit Beginn der Legislatur wieder anwesend. Mehr als das können sie nicht machen um sich einzubringen.

Louisa: Wir würden uns freuen, wenn sie noch inhaltlich arbeiten und nicht nur anwesend sind. Aber das gehen wir Schritt für Schritt an.

Was wünscht ihr euch für den zukünftigen Vorsitz?

> „Wir fahren mit unserem StuRa-Bus im Kreisverkehr"

Pietro: Wir hoffen, dass der neue Vorsitz wieder eine Kombination aus Mann und Frau ist. Eine Doppelspitze mit zwei gleichgeschlechtlichen Mitgliedern ist auch gesetzlich nicht möglich. Schön wäre, wenn es wieder ein „Win-Team" ist und gut zusammenarbeitet. Sie sollten das Räumeproblem vorantreiben, weiterhin die Wahlbeteiligung erhöhen und die Kooperation mit Institutionen stärken.

Louisa: Das neue Team sollte auf jeden Fall neue Motivation mitbringen, etwas voranzutreiben, und eine Agenda haben, wie wir es hatten. Den StuRa zu vereinen ist bestimmt ein langfristiges Ziel. Vielleicht ist das über das aktuelle Thema der Studiengebühren möglich. Sich auf das Wesentliche zu konzentrieren und weg vom Persönlichen zu kommen ist wichtig. Auch den StuRa anpassungsfähiger und offener für neue Ideen zu machen und die Kommunikation, sowie den Informationsaustausch intern zu verbessern.

Gerade die Stellungnahme zur Anfrage der AfD stellte wieder interne Differenzen in den Vordergrund eurer Arbeit. Sollte der StuRa daran arbeiten, vor den Studierenden geschlossener aufzutreten?

Louisa: Man hat immer Leute aus dem gesamten politischen Spektrum und das ist gut, da dies für eine aussagekräftiges Meinungsbildung benötigt wird. Manchmal ist der Wille jedoch nicht gegeben, eine Einigung zu finden. Das große Ziel, etwas für die Studierenden zu verbessern, wird oft aus den Augen verloren.

Pietro: Viele sollten das persönliche Ego im StuRa zur Seite schieben. Der nächste Vorsitz sollte auf jeden Fall daran arbeiten, die persönliche Ebene der Diskussionen abzubauen, damit sich der StuRa und die Referatekonferenz auch intern mehr um Fakten kümmern können.

In welcher Situation seht ihr den StuRa derzeit?

Louisa: Momentan fahren wir mit unserem kleinen StuRa-Bus im Kreisverkehr und finden keine Ausfahrt. Einig geworden sind wir uns bisher bei der Unterstützung von Hochschulgruppen.

Wie könnte man mehr politische Vielfalt in die Diskussionen bei den StuRa-Sitzungen bringen?

Pietro: Unser Wahlsystem ist hierbei etwas ungeschickt. Hochschullisten sollten durch Direktwahl aufgestellt werden, damit eine konkretere Verpflichtung mit der Wahl einhergeht. Ein Problem ist auch die Passivität der Fachschaftsvertreter. Wir wissen jedoch, dass es besonders in kleinen Fachschaften schwer ist, Nachwuchs zu finden.

Welche Pläne habt ihr für eure Zeit nach dem Vorsitz?

Louisa: Natürlich sitzen wir beide weiterhin im StuRa.

Das Gespräch führte Maren Kaps.

Was hat uns die VS gebracht?

Unabhängig und kostenlos

Die VS bietet seit einem Jahr eine Rechtsberatung

Eine juristische Unterstützung für Studierende gewährleisten, die professionell, kostenlos und unabhängig ist – mit diesem Ziel bietet die Verfasste Studierendenschaft (VS) Heidelberg seit dem Wintersemester 15/16 ihre unentgeltliche Rechtsberatung an.

Rechtliche Probleme tauchen auch bei Studierenden immer wieder auf. Sei es eine plötzliche Kündigung des WG-Zimmers oder Auseinandersetzungen mit dem BAföG-Amt. Doch die meisten Studierenden haben keinen direkten Zugang zu einem Anwalt, der sie berät.

In Kooperation mit dem Heidelberger Anwaltsverein und den studentischen Rechtsberatern von „Pro Bono" widmet sich deshalb jeden zweiten Donnerstag im Monat ein Anwalt den rechtlichen Sorgen der Studierenden. Hierbei beschäftigen sich die einzelnen Termine jeweils mit einem anderen, aus studentischer Sicht relevanten Oberthema: Geholfen wurde so im aktuellen Turnus bereits bei Problemen mit BAföG und dem Mietrecht, an weiteren Tagen wird es unter anderem um Arbeitsrecht oder Hochschul- und Prüfungsrecht gehen.

Die in der Regel 20 bis 30 Minuten dauernden Gespräche sollen eine juristische Erstberatung liefern, die nicht nur unentgeltlich, sondern vor allem auch unabhängig ist. Im Gegensatz beispielsweise zu der ebenfalls kostenlosen Anlaufstelle des Studierendenwerkes ist das Angebot nämlich nicht universitär, was einen eventuellen Interessenkonflikt im Hinblick auf Prüfungsleistungen oder BAföG vermeiden soll.

Ermöglicht wird die unentgeltliche Rechtsberatung neben dem Engagement der VS durch die Anwälte des Heidelberger Anwaltsvereins, die für eine geringe Aufwandsentschädigung ihre Expertise zur Verfügung stellen.

Der nächste Termin zu dem Thema „Arbeitsrecht" findet am Donnerstag, den 24. November von 13:30 bis 15:30 in der Sandgasse 7 statt, eine Anmeldung ist möglich über rechtsberatung@stura.uni-heidelberg.de. **(mtr)**

Ich bin dann mal weg

Fernbusse, Züge oder Mitfahrgelegenheiten: Welche Alternativen bleiben, nachdem die Mitfahrzentrale BlaBlaCar ihre Bestimmungen geändert hat

Der Regen trommelt auf das Dach. Einzustürzen droht es nicht durch den Regen, sondern durch die eine Million To-Do-Listen an der Pinnwand, die ausgeliehenen Bücher, die noch nicht mal mehr geöffnet wurden und den rot markierten Klausurtagen in dem Terminkalender, die immer näher rücken. Die Lösung gegen den Nervenzusammenbruch?

Ganz einfach: Weg hier! Weg von dem Schreibtisch, auf dem sich die Lernzettel stapeln, weg von dem Bücherregal, aus dem die ungelesenen Bücher drohende Blicke schießen und weg von den rot markierten Tagen, die jeden Tag röter werden. Stattdessen strahlender Sonnenschein, Mamas beste Gemüselasagne, entspannende Ruhe oder aufregende Partys. Doch dazu müsste die Strecke in den Süden, in Deutschlands Metropolen oder ins Kaff der Eltern überwunden werden. Der Griff zum Smartphone lässt nicht lange auf sich warten, mit BlaBlaCar kommt man schließlich überall hin.



Doch da ist das Problem mit den neuen Bestimmungen. Nicht nur in der Uni scheint es nur noch um Leistung zu gehen, auch BlaBlaCar möchte sich der Leistungsgesellschaft anpassen und ein richtiges Unternehmen werden. Und ein solches kann nicht unzählige Menschen täglich unentgeltlich vor dem drohenden Nervenzusammenbruch bewahren. Nein, die erste Priorität muss Profit sein! Dafür werden sie ihre Monopolstellung als Deutschlands einzige große Mitfahrzentrale ausnutzen und in Zukunft Gebühren für die Vermittlung von Mitfahrgelegenheiten erheben. Zunächst müssen jedoch einige Vorsichtsmaßnahmen getroffen werden. Schließlich könnten die verzweifelten Studierenden, die in Lernzetteln ertrinken und an der Leere ihres Geldbeutels verhungern, auf die Idee kommen die Gebühren von BlaBlaCar zu umgehen und ihre Flucht selbst zu organisieren.

Also dürfen die Kontaktdaten, wie Telefonnummer und E-Mail-Adresse der Fahrenden, nicht mehr vor der verbindlichen Buchung bekanntgegeben werden. Zudem kann nicht länger mit Bargeld bezahlt werden, stattdessen muss eine Kreditkarte oder Paypal verwendet werden. Für viele bedeutet dies eine Abkehr von BlaBlaCar: Sie haben weder eine Kreditkarte, noch ein Paypal-Konto, scheuen die Gebühren und wollen Details mit dem Fahrer vor der Buchung besprechen können. Bisher werden noch keine Gebühren erhoben und der Zeitpunkt der Einführung wurde auch noch nicht bekannt gegeben, eine Bargeldzahlung und Kommunikation zwischen den Anbietenden und den Suchenden wird Ende des Jahres jedoch nirgends in Deutschland mehr möglich sein. Wer eine Onlinezahlung, Gebühren und ein Buchen ohne vorherige Absprachen nicht akzeptieren möchte, sollte sich also langsam eine Alternative zu BlaBlaCar suchen.

Im Internet finden sich zahlreiche Mitfahrzentralen. So könnte ein Entkommen aus dem stressigen Alltag auch mithilfe von fahrgemeinschaft.de, ADAC Mitfahrclub, mitfahren.de, TwoGo, BesserMitfahren.de oder flinc gelingen. Dann müssen die ungelesenen Bücher jedoch weiterhin mit drohenden Blicken auf den verzweifelten Studierenden schießen, der seine Zeit jetzt damit verbringt, das gesamte Internet vergeblich nach einer passenden Mitfahrgelegenheit zum gewünschten Ziel zu durchsuchen.

Die Zentralen standen bisher im Schatten von BlaBlaCar und sind deshalb vielen Fahrenden unbekannt. Zudem gehen auch nicht alle diese Alternativen schonender als BlaBlaCar mit den studentischen Finanzen und den preisgegebenen Daten um.

Der nächsten oder übernächsten Krise kann also eventuell durch diese, dann hoffentlich bekannteren Mitfahrzentralen entkommen werden, doch dieses Mal kann die Flucht nur über öffentliche Verkehrsmittel gelingen.

Bei Langstrecken scheint – am Beispiel einer Fahrt von Heidelberg nach Hamburg – der Zug auch tatsächlich die günstigste Möglichkeit zu sein. Allerdings wird eine gewisse Flexibilität bezüglich der Abfahrtszeit und die Nutzung von Sparpreisen vorausgesetzt. Bis 250 Kilometer ist eine Fahrt mit dem Zug ab 19 Euro möglich, ab 250 Kilometer innerhalb Deutschlands für 29 Euro. Ab und zu lassen sich sogar noch günstigere Angebote finden, doch dann stößt die Flexibilität jedes Studierenden an seine Grenzen. Bei Kurzstrecken sollte die deutsche Bahn jedoch möglichst gemieden werden, wenn eine Zuspitzung des Konflikts mit dem Geldbeutel vermieden werden soll. Am Beispiel einer Fahrt von Heidelberg nach Frankfurt lässt sich erkennen, dass bei der Überwindung geringer Entfernungen die Nutzung von Fernbussen geeigneter ist.

Alternativ können für Kurzstrecken auch Mitfahrzentralen genutzt werden: Vielleicht meint das Schicksal es ja gut mit einem und eine passende Mitfahrzentrale wird wunderlicherweise doch gefunden oder man greift trotz der Bedenken auf BlaBlaCar zurück.

Die perfekte Möglichkeit von A nach B zu kommen scheint nicht zu existieren, entweder wird kostbare Zeit bei einer endlosen Fahrt vertrödelt oder eine Komparation des Adjektivs „leer“ muss erfunden werden, um den Zustand des Portemonnaies beschreiben zu können.

Und die Moral von der Geschicht'? Anstatt einen Ausbruch aus dem Alltag zu planen, bleiben alle Studierenden im schönen Heidelberg, greifen nach den Büchern mit den drohenden Blicken und lesen sie, verhindern ein Ersticken an den Lernzetteln, indem sie sie endlich abarbeiten und lassen die rot angestrichenen Tage rot sein. Schließlich ist Flucht nie die Lösung. **(lnr)**

Foto: flickr.com/x-ray delta one (CC BY-NC-SA 2.0), hlp

Teamwork

Das Buddy-Programm der Offenen Uni Heidelberg bringt Studierende und geflüchtete Studieninteressierte zusammen

Studieren verbindet – das zeigt das „Buddy-Programm“ der Offenen Uni Heidelberg. Dieses ermöglicht Heidelberger Studierenden und am Studium interessierten Geflüchteten, sich auf Augenhöhe zu begegnen.

Seit dem Sommersemester 2016 gibt es an der Universität Heidelberg das Buddy-Programm der Offenen Uni. Die Initiative setzt sich für den Hochschulzugang von Geflüchteten ein und fordert ein gerechteres Bildungssystem, das ungleiche Voraussetzungen berücksichtigt.

So bietet die Gruppe Unterstützung bei der Anmeldung zur Gasthörerschaft und Infos und Hilfe beim Ausfüllen von Unterlagen. Ihr Angebot richtet sich auch an Geflüchtete, die noch keine Papiere und wenig deutsche Sprachkenntnisse besitzen.

Mit dem Buddy-Programm beziehen sie mehr Studierende in ihre Arbeit ein, denn hier werden Studierende als „Studi-Buddy“ mit einem geflüchteten „Newcomer“ zusammengebracht. Kriterium dafür ist die angestrebte Studienfachrichtung, aber auch Sprache und Hobbys können berücksichtigt werden.

Die meisten Newcomer haben in ihrer Heimat bereits studiert oder wollen es in der Zukunft tun. Ein Studium ist jedoch keine Grundvoraussetzung für die Aufnahme in das Programm, denn es richtet sich nicht nur an die sogenannte „Flüchtlings-Elite“. Auch der Aufenthaltsstatus ist nicht entscheidend für eine Teilnahme.

Eine Schulung zu Beginn des Programms klärt Buddys über Asylrecht und Hochschulzugang für Geflüchtete auf. Die Studi-Buddys sollen jedoch nicht zu verantwortlichen Betreuenden werden, sondern mehr lokale Freunde und Ansprechpartner oder -partnerinnen sein, die sich im universitären Umfeld auskennen. Eine feste To-Do-Liste für Studi-Buddys gibt es nicht. Sie sollten vor allem gerne für ihre Newcomer da sein und mit ihm oder ihr Zeit verbringen wollen. Was man aus der Buddy-Beziehung macht, liegt ganz bei einem selbst.

Je nach Pärchen wird zusammen die Gasthörerschaft angemeldet, werden Partys besucht, Fußballvereine aufgespürt, Bibliotheksausweise angeschafft oder einander Freundeskreise vorgestellt. Wie eine normale soziale Beziehung basiert auch diese auf einem Zusammenspiel zwischen den Bedürfnissen des einen und der Hilfsbereitschaft des anderen.

Studi-Buddys sollten Offenheit und Humor mitbringen, um gemeinsam administrative und kulturelle Hürden zu überwinden. Die Partnerschaft mit Studierenden soll geflüchteten Studieninteressierten auch einen Austausch auf fachlicher Ebene ermöglichen.

Die Bewerbung ist zu Beginn des Semesters möglich. Die Offene Uni macht mit einer an alle Studierende versandten E-Mail darauf aufmerksam.

Studi-Buddy ist man für ein Semester, wobei auch Buddy-Paare über die Zeit hinaus Freunde bleiben. Während des Semesters finden Treffen mit anderen Pärchen in lockerer Atmosphäre statt; so zum Beispiel bei einem entspannten Picknick auf der Neckarwiese. Das Buddy-Programm ist eine Möglichkeit, viele Menschen kennen zu lernen, die man sonst nie getroffen hätte. **(phn)**



Foto: flickr.com/uonottingham (CC BY-NC-SA 2.0)

Im Buddy-Programm können auch Freundschaften entstehen

ANZEIGE



Zwischen Ballgefühl und Akrobatik

Die asiatische Ballsportart Sepaktakraw verbindet Fußballtennis mit artistischen Einlagen. Ein Selbstversuch



Voller Körpereinsatz: Artistische Einlagen sind ein wichtiger Bestandteil des Spiels

Fotos: jkl

Sepaktakraw! Was zunächst nach einem Zauberspruch aus den „Harry Potter"-Filmen klingt, hat mit Magie recht wenig zu tun. Hinter dem etwas sperrigen Namen verbirgt sich eine asiatische Ballsportart, die in Deutschland jedoch kaum bekannt ist. „Sepak" ist malaiisch für schießen, „Takraw" bezeichnet den auf besondere Art geflochtenen Ball. Er setzt sich aus 20 Sektoren, die ihm sein charakteristisches Aussehen verleihen. In Heidelberg trifft sich die Sepaktakraw-Gruppe jeden Montag beim Unisport. Wer ein wenig Ballgefühl mitbringt, kommt mit Sicherheit auf seine Kosten und wird schnell vom Zauber des Spiels in seinen Bann gezogen.

Grundsätzlich ist Sepaktakraw eine Art Fußballtennis: Auf einem etwa 13 x 6 Meter langen Spielfeld versuchen drei Spieler, den Ball über ein Badminton-Netz zu bugsieren. Ähnlich wie beim Volleyball sind drei Ballkontakte pro Mannschaft erlaubt, wobei jedoch auch ein Spieler alle Kontakte ausführen darf. Brust oder Kopf können ebenso zur Hilfe genommen werden.

Was in der Theorie nicht besonders schwierig klingen mag, erweist sich in der Praxis als anspruchsvolle Aufgabe. Dies wird bereits in den ersten Minuten des Trainings deutlich. Als erste Übung probieren wir Neulinge uns daran, den Ball kontrolliert in die Höhe zu spielen und selbst wieder aufzufangen. Das hat zwar ein wenig den Charme des Mit-sich-selbst-Tennis-Spielens, ist aber zwingend notwendig, um den Bewegungsablauf kennenzulernen.

Denn mit dem klassischen Hochhalten eines Fußballs hat diese Übung nur wenig zu tun, wird der Ball beim Sepaktakraw vor allem mit der Innenseite des Fußes gespielt – allerdings nicht wie beim Fußball in der Horizontalen, sondern in der Vertikalen. Für Fußballspieler fühlt sich diese Bewegung zunächst etwas ungewohnt an, nach ein paar Versuchen hat man sich an den Bewegungsablauf jedoch gewöhnt.

Trotzdem braucht es eine gewisse Frustrationstoleranz und Hartnäckigkeit, denn auch die folgenden Übungen – den Ball zum Mitspieler spielen oder einen hohen Ball kontrolliert annehmen – funktionieren nicht auf Anhieb und stellen eine Herausforderung dar, die man erst nach einigem Üben zumindest halbwegs beherrscht. Auch die Profis trainieren diese elementaren Bewegungsabläufe regelmäßig, da sie die Grundlage für eine gute Ballbeherrschung darstellen. Im Spiel selbst sind die Rollen der Spieler relativ fest definiert. Der Tekong ist der am weitesten hinten positionierte Spieler; er führt die Aufschläge aus und nimmt in der Regel den vom Gegner kommenden Ball an. Die beiden anderen Spieler – Feeder und Striker – sind üblicherweise für den zweiten und dritten Ballkontakt zuständig. Ihre Rollen können beliebig wechseln. Der Feeder bereitet dabei den Angriff vor, der Striker versucht einen möglichst gefährlichen Angriffsschlag zu produzieren.

Spätestens an diesem Punkt unterscheidet sich Sepaktakraw vom munteren Kick am Strand. Von wahren Meistern wird der Angriffsschlag spektakulär per Seitfall-, Fallrückzieher oder ähnlich akrobatischem Kunststück vollzogen, wie eindrucksvolle Youtube-Videos es mir schon im Vorfeld der Recherche zeigen. Für Amateure ist der Kopfball meist die bessere Wahl. Zudem gelingt es den Profis beim Aufschlag, den Ball mit dem Fuß über Kopfhöhe zu erwischen und so ähnlich einem klassischen Tennisaufschlag über das Netz zu feuern. Doch von diesem Kunststück sind nicht nur Anfänger, sondern auch gestandene Sepaktakraw-Spieler oftmals ein Stück weit entfernt.

In Heidelberg hat sich in den letzten Jahren ein kleines Grüppchen an Spielern und Spielerinnen formiert. Eine davon ist Katharina, die seit vier Jahren das Training besucht. „Lange war ich die einzige Frau, aber mittlerweile gibt es eine reine Frauenmannschaft", erzählt sie. Wie die Mehrzahl der Neulinge hat sie den Weg zum Sepaktakraw über den Fußball gefunden: „Ich komme zwar vom Fußball, aber es ist doch ein ganz eigener Bewegungsablauf. Sich den Instinkt abzugewöhnen, immer direkt zum Ball zu gehen, ist eine der Schwierigkeiten." Zwar gesteht sie anfängliche Hürden ein, bilanziert aber: „Das Gefühl, wenn man den Ball perfekt trifft und den Punkt macht, ist einfach toll!" In einen solchen Rauschzustand komme ich bei meinen doch eher durchschnittlichen Versuchen nicht wirklich, aber es stimmt zweifellos: Wenn etwas gelingt – und sei es auch nur das kontrollierte Zuspiel zu einem Mitspieler – ist die Freude umso größer.

Auch Thomas Kaiser, Leiter der Gruppe und deutscher Nationalspieler, kam über den Hochschulsport an der Sporthochschule Köln zum Sepaktakraw. „In Deutschland ist es eine recht kleine Familie, die Sepaktakraw spielt", erzählt er, „wir haben etwa 50 bis 100 aktive Spieler".

Neben der Mischung aus Akrobatik und Ballgefühl spielt für Thomas auch der kulturelle Kontext eine Rolle. Mit der Nationalmannschaft verbuchte Thomas schon einige Erfolge bei internationalen Turnieren, der Abstand zu den führenden Nationen der Sportart – Hochburgen sind Thailand und Malaysia – ist jedoch groß.

Nach eineinhalb Stunden Training schmerzt mein rechter Knöchel ein wenig, der den relativ harten Ball offensichtlich einige Mal zu oft abbekommen hat, und zu den wahren Ballzauberern zähle ich sicher noch nicht, doch es ist unbestreitbar, dass der Sport auch für Anfänger reizvoll ist. **(jkl)**

Trainingszeiten: Jeden Montag im Semester von 18 bis 20 Uhr beim Unisport in der Dreifachhalle 1a (INF, Gebäude 720)

Speed-Dating für den Magen

Jeder Gang in einer anderen Küche: Das „Running Dinner" bietet eine abwechslungsreiche Abendgestaltung für Feinschmecker und solche, die es werden wollen

Eine bunte Mischung aus Esstischstühlen, Hockern und sogar einem Schreibtischstuhl umgibt eine wenig elegant anmutende Konstruktion aus zwei Tischen. Darauf eine nicht wirklich zusammenpassende Sammlung an Geschirr: So sah die Vorbereitung für das „Running Dinner", das unter dem Namen „Ten Tables" am Samstag, dem 29. Oktober, stattfand und von „Studierende ohne Grenzen" organisiert wurde, aus.

„Ten Tables" und „Running Dinner" – zwei Begriffe, die wohl einer Erklärung bedürfen. Bei einem Running Dinner handelt es sich um ein Drei-Gänge-Menü, dessen einzelne Gänge an Zweierteams verteilt werden. Den ihm zugeteilten Gang kocht jedes Zweierteam bei sich zu Hause, zwei andere Teams sind zu Gast. Für die anderen beiden Gänge sind die Kochenden jeweils selbst zu Gast. Am Ende treffen sich alle an einem Ort.

Der Name Ten Tables wurde gewählt, da für die Veranstaltung neun Teams, sprich neun Tische, eingeplant waren, die alle am Ende in der Altstadt an Tisch Nummer zehn zusammenkamen. Der Zweck einer solchen Veranstaltung ist es vor allem, neue Leute kennenzulernen. Damit ist sie wie geschaffen für verlorene Erstis in einer fremden Stadt.

Die Anmeldung ist einfach. Alles, was man tun muss, ist, ein Onlineformular auszufüllen. Vorausschauenderweise kann man hier auch Allergien und besondere Ernährungsweisen angeben. Die Adressen und Namen der Gastgebenden werden am Vortag des Dinners per E-Mail bekannt gegeben.

Doch bevor mein Gaumen und ich uns in kulinarische Höhen emporschwingen durften, mussten einige Hürden überwunden werden.

Eine kleine Studierendenwohnung ist nicht unbedingt für die Bewirtung von sechs Personen ausgelegt. Deshalb konnte der ein oder andere Engpass an Ausrüstung nur mit viel Kreativität überwunden werden.

Auch die Auswahl und Zubereitung eines passenden Gerichtes sorgte bei mir für einige Bedenken, welche sich aber dank der hervorragenden Unterstützung meines Teampartners und Jamie Olivers bald in Luft auflösten.

Den Auftakt des Abends bildete eine köstliche Maronencremesuppe, die wir zusammen mit vier reizenden Studentinnen verzehren durften. Die Zeit verging wie im Fluge. Leider trafen wir mit einer leichten Verspätung bei meiner Wohnung ein und wurden schon von unseren Gästen erwartet.

Dieser unangenehme Fauxpas wurde uns aber großzügig vergeben. Das von uns vorbereitete Hähnchencurry mit Reis war, wie ich mir mehrfach versichern ließ, erstaunlich lecker.

Zum Dessert kamen wir in den Genuss einer Mascarponecreme mit Himbeeren und Spekulatiusstücken. Abschließend machten wir uns mit prall gefüllten Bäuchen in die Altstadt auf und ließen den Abend gemütlich bei einem Bier ausklingen.



Auch mal den Löffel abgeben – beim Running Dinner kommt jeder auf seine Kosten

Foto: mal

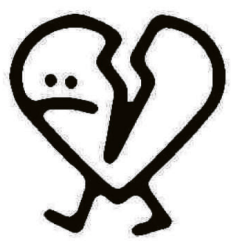
Während des Dinners habe ich viele sympathische Menschen getroffen. Auch die Befürchtung, dreimal hintereinander dasselbe Gespräch führen zu müssen, bestätigte sich nicht.

Denn abgesehen von dem inzwischen zur Standardgesprächseröffnungsfloskel verkommenem „Und was studiert ihr so?" hielt der Abend in jeder Runde abwechslungsreiche und interessante Gesprächsthemen bereit. Studierende ohne Grenzen setzt sich eigentlich für Hochschulbildung in Konfliktgebieten ein. Die Ausrichtung eines Running Dinners war eine besondere Aktion zur Feier ihres zehnjährigen Bestehens.

Das Konzept der Running Dinners ist nicht neu. Auch andere bieten es an, man muss nur die Augen offen halten. **(mal)**

ANZEIGE

Treffpunkt



für junge trauernde Erwachsene

Beginn:
November 2016

Info & Anmeldung:
Diakonisches Werk der Evang. Kirche in Heidelberg
Tel.: 06221/5375-58
www.diakonie-heidelberg.de

Camping auf dem Campus?

Obwohl der Heidelberger Wohnungsmarkt angespannt ist, gibt es Perspektiven für Studierende, die auf Suche nach einer Bleibe sind

Von Michael Pfister

Die „Kochgelegenheit“ ist eine einzelne Kochplatte mitten im Flur, zum Duschen geht man ins Schwimmbad, nach einem Monat hat man als Erasmus-Student immer noch keine Bleibe und die letzten WGs sind voll oder antworten nicht. Solche Erlebnisse sind bei der Wohnungssuche in Heidelberg Alltag. Studierende in spe müssen viele Anfragen schreiben, lange warten und einige Absagen hinnehmen, bis sie eine Wohnung haben. Gefühlt zahlt man auch zu viel. Laut Statista steht Heidelberg in der Liste der höchsten Mietpreise deutscher Städte auf dem fünften Platz.

Ein Grund dafür ist die hohe Zuwanderung. Zwischen 2011 und 2030 soll die Stadt um etwa 12 000 Einwohner wachsen. Die Stadt schätzt deswegen den Bedarf an neuen Wohnungen bis dahin ebenfalls auf circa 12 000. Die Konversionsflächen und die Bahnstadt werden ihn nur knapp zur Hälfte decken können. Christoph Nestor vom Heidelberger Mieterverein sieht die Gründe aber auch in der Wohnungspolitik der vergangenen Jahre: „Erst mit einer Wohnraumbedarfsanalyse von 2013 beginnt die Stadt, langfristig zu planen.“

Um die Lücke zu schließen, diskutiert der Stadtrat momentan das „Handlungsprogramm Wohnen“. Es sieht unter anderem eine Erweiterung der Bahnstadt entlang der Eppelheimer Straße sowie weitere Bauten bei den Patton Baracks vor. Die sogenannte Preisbindung soll auf 25 Jahre ausgedehnt werden. Das heißt, dass etwa 20 Prozent der gebauten Wohnungen nur zur Deckung der Kosten vermietet werden dürfen. Trotz dieser Schritte fehlen auf lange Sicht aber immer noch wenigstens 2500 Wohnungen. Das entspricht der Größe eines kleineren Stadtteils Heidelbergs.

Joachim Hahn vom Heidelberger Amt für Stadtentwicklung und Statistik bezeichnet den Markt als „sehr angespannt“. Die Stadt könne die Entwicklung aber nicht durch günstige Wohnungen allein bekämpfen. Diese führe nur zu einer Ghettoisierung der Stadtteile. Außerdem konkurriere Heidelberg mit den umgebenden Gemeinden um die Gunst von Bauherren und Investoren. Wenn zu wenig Profit zu erwarten sei, würden sie einfach einen anderen Ort zum Bauen suchen.

Christoph Nestor meint, dass es eine große Anzahl an sozialen und genossenschaftlichen Bauträgern gebe, die bereit seien, zu günstigen Mietpreisen zu bauen.

Sich beim Studierendenwerk Heidelberg um einen Platz zu bewerben, ist möglich, aber keine Lösung für alle: Nur 16 Prozent der Studierenden in Heidelberg haben einen Platz in einem Wohnheim. Sogenannte Härtefälle erhalten Vorrang. Härtefälle sind diejenigen, die eine schwerwiegende körperliche Behinderung haben oder deren Eltern wenig Geld verdienen. Das Studierendenwerk, so die Geschäftsführerin Ulrike Leiblein, bemühe sich um mehr Wohnungen: „Das Problem ist nicht der Geld-, sondern der Flächenmangel.“ Die Stadt habe zum Beispiel den Erwerb von zwei weiteren Häusern in der Römerstraße abgelehnt. Eine langfristige Perspektive bieten die neuen Holzhäuser, die in Heidelberg stehen.



Foto: privat

In Heidelberg ist langfristiges Camping nicht möglich



Foto: hlp

Die Wohnungen von Studierenden sind meist spärlich eingerichtet

„Dadurch, dass nach Prinzipien der Nachhaltigkeit gebaut wurde, liegen ihre Betriebskosten für Wärme und Strom sehr niedrig. So werden wir die Mieten weiter niedrig halten können. Wir planen, auch zukünftig solche Häuser zu bauen.“ Die Häuser stehen im Neuenheimer Feld und sind durch Wärmeaustausch und Photovaltaik energieeffizient.

Und ganz auf das Wohnen in einem Haus verzichten? Eine Alternative bietet die Bahncard 100. Sie kostet etwas mehr als 4000 Euro im Jahr. Also nur wenig mehr als ein kleines WG-Zimmer. Mit ihr können abenteuerlustige Menschen mit allen deutschen Zügen in der zweiten Klasse fahren. Jedoch verzichtet man dabei nicht nur auf die Miete, sondern auch auf Internet, Dusche und Privatsphäre. Nicht zuletzt muss im Semester die Anwesenheit in Seminaren und Vorlesungen garantiert werden. Bei der Unpünktlichkeit der Bahn ist das sehr unrealistisch. Leonie Müller, die Tübinger Studentin, die das Wohnen mit Bahncard berühmt gemacht hat, kommt deswegen regelmäßig bei Freund, Bekannten und Familie sowie durch Couchsurfing unter. Wer das zu unstet findet, kann sein Glück auf dem Campingplatz suchen. Dafür braucht man natürlich einen Wohnwagen, der teuer werden kann. Da die Stellplätze, je nach Lage, durchaus günstig sind, kann das Geld für ein altes Modell lohnen. Für Heidelberg bleibt das Leben direkt im Grünen jedoch ein Wunschtraum: Kein Stellplatz in der Gegend erlaubt es, einen Wagen langfristig abzustellen.

Aufgeschlossene können aber auch ganz andere Formen des Wohnens ausprobieren: Der Verein Collegium Academicum plant ein Wohnheim auf der Konversionsfläche des US-Hospitals. Die circa 220 Bewohner des Hauses organisieren dabei so viel wie möglich selbst. Die Warmmiete soll etwa 300 Euro für 14 Quadratmeter in Dreier- oder Vierer-WGs betragen. Aufgrund flacher Hierarchien können sich die Bewohner leicht in Projekte einbringen. Dadurch soll eine Kultur der Gemeinschaftlichkeit entstehen.

Was kann man aber als Studierender auf Wohnungssuche tun, um an eine möglichst billige und gute Wohnung zu kommen? Auf jeden Fall sollte man bereit sein, Prioritäten zu setzen. Die perfekte Wohnung gibt es nämlich – wenig überraschend – nicht. Zumindest nicht für wenig Geld. Lieber schnell im Club oder Hörsaal als ein großes Zimmer? Dann geht es ins Zentrum. Eher der häusliche Typ? Es muss nicht immer Heidelberg selbst sein. Dossenheim, Leimen, Eppelheim und die anderen nahen Gemeinden haben teils wesentlich größere Wohnungen zu bieten. Die Suche nach der eigenen Wohnung wird also ohne größere Kompromisse nicht gelingen. Egal, ob man im Trailer oder in einer WG wohnt.

Bürgernahes Bauen

Heidelberger liefern Ideen für die Neugestaltung des Patrick-Henry-Village. Mithilfe eines Computerspiels

97 000 Quadratmeter Stadtviertel zur freien Gestaltung. Wie würdest Du Dich entscheiden, was würdest Du bauen, was einplanen und was von vorneherein weglassen, wenn Du einmal den „Architekten in der ersten Reihe“ spielen könntest? Mehr Grünflächen, weniger Straßen oder doch lieber mehr Hochhäuser und neue Szeneviertel für Heidelberg?

Was sich im Moment wie die Überlegung am Anfang eines virtuellen Computerspiels anhört, könnte tatsächlich schon bald im Heidelberger Patrick-Henry-Village verwirklicht werden.

Die ehemalige US-amerikanische Wohnsiedlung im heutigen Stadtteil Kirchheim ist ein momentan noch wenig genutzter Bezirk Heidelbergs, der in den letzten Jahren hauptsächlich durch seine Nutzung als Notunterkunft für Flüchtlinge bekannt wurde. Ursprünglich gebaut wurde der Stadtteil nach dem zweiten Weltkrieg von den vielen hier stationierten Amerikanern und hatte daher schon lange einen eher praktisch und funktionellen Aufbau und Zweck.

Doch genau das soll sich jetzt ändern. Pünktlich zum neuen Jahr möchte Heidelberg das Stadtviertel nun neu gestalten und greift dabei erstmals auf eine ungewöhnliche Methode zurück. Ein von der Digital Design Unit – dem Fachbereich für digitales Gestalten – zur Verfügung gestellter Minecraft-Server der Technischen Universität Darmstadt erlaubt es jedem Bürger Heidelbergs, aktiv an die Planung des neuen Stadtteils mitzuwirken.

Dabei wird die Idee des weltweit bekannten, virtuellen Spiels Minecraft genutzt. Dieses erlaubt den Spielern, sich in einer grenzenlosen Spielwelt mithilfe von Blöcken, die als Baumaterial genutzt werden können, kreativ auszutoben und allein oder gemeinsam ganze Städte zu entwerfen.

Das Konzept kann mithilfe des Programms nun auch auf das ehemals amerikanische Stadtviertel Heidelbergs übertragen und genutzt werden. Seit September dieses Jahres ist es möglich, sich auf den Minecraft-Server einzuloggen und selbst kreativ zu werden.

Die Spielwelt ist dem Aussehen des Patrick-Henry-Village angepasst und jeder Spieler kann mithilfe von virtuellem Baumaterial selbst entscheiden, welche Plätze, Bauwerke oder Ideen der Stadtteil zukünftig enthalten sollte. Spielbar ist das Ganze noch bis Anfang 2017 auf einem Minecraft-Server oder am 17. Dezember im Dezernat 16.

Für jeden zugänglich sollen die Projekte bewertet und die interessantesten unter ihnen in die zukünftige Bauplanung mit einbezogen werden können. Schon im Februar 2017 sind die Ergebnisse dann im Dezernat 16 in einer Ausstellung zu sehen.

Mitspielen lohnt sich also für alle, die aktiv etwas in Heidelberg verändern möchten. Und wer weiß, vielleicht prägt gerade deine Idee schon bald einen der zukünftig modernsten Stadtteile Heidelbergs. **(ivk)**

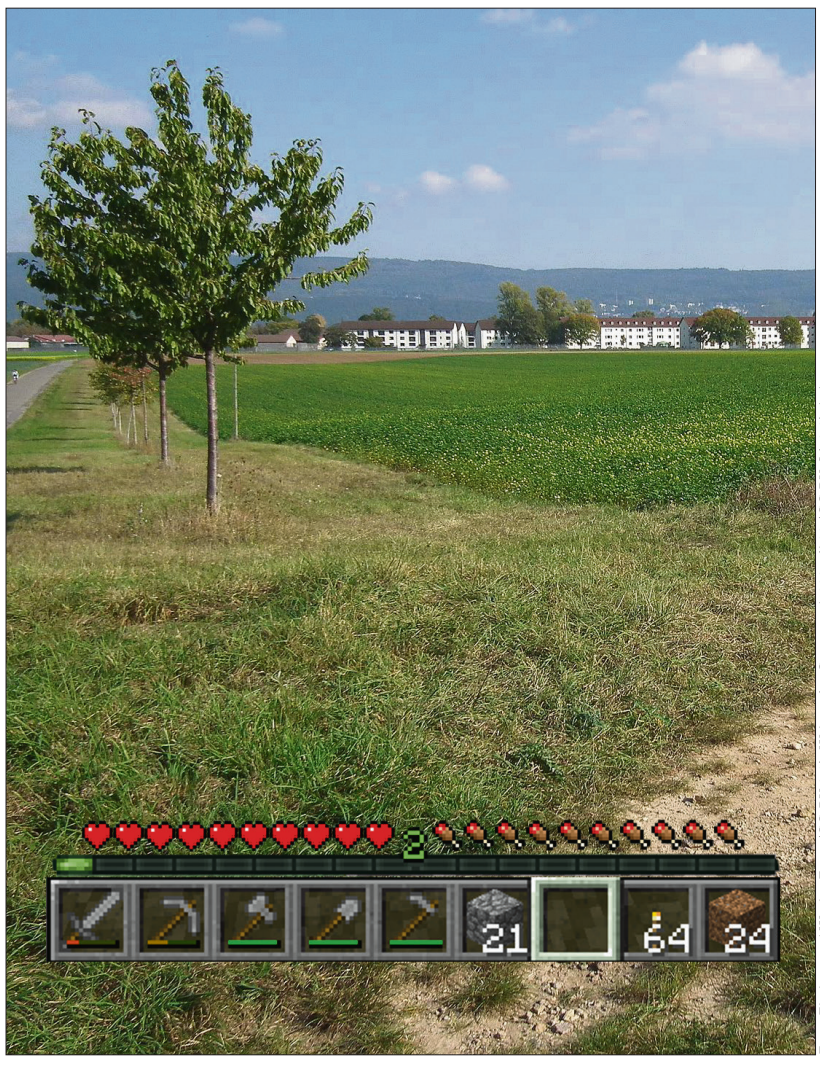


Foto: Flickr.com / Wesley Fryer (CC BY 2.0), Wikimedia Commons/4028mdk09 (CC BY-SA 3.0), bob

Das Patrick-Henry-Village aus der Sicht einer Minecraft-Spielerin

Heidelberger Notizen

Neue App der Stadtwerke – Seit Oktober dieses Jahres ist es nun auch möglich, sich mithilfe der von den Stadtwerken neu veröffentlichten App „für dich“ online über zukünftige Veranstaltungen innerhalb Heidelbergs zu informieren.
Die App führt aktuelle Informationen zu Ausstellungen, Messen und allem, was man in Heidelberg kurzfristig unternehmen und erleben kann.
Neben allgemeinen Tipps und Ratschlägen zum Leben in Heidelberg bietet sie außerdem einen Service, mit dessen Hilfe man online seine aktuellen Zählerstände oder den Energieverbrauch einsehen kann und so einen Überblick über sämtliche Kosten erhält.

Energiespeicher in Pfaffengrund – Schon im neuen Jahr könnte in Pfaffengrund ein neues Wahrzeichen für die Stadt entstehen: Die Heidelberger Stadtwerke planen, dort einen gewaltigen Energiespeicher zu bauen. Dieser soll nachhaltige Energienutzung auch zu Zeiten möglich machen, in denen die Energie nicht unmittelbar gebraucht wird.
Der Turm speichert dabei überschüssige Energie aus den umliegenden Werken in Form von Wasser und gibt diese dann zu besonders verbrauchsstarken Zeiten, wie den Morgenstunden, wieder ab.
Das rund zehn Millionen Euro teure Projekt soll dabei aber nicht bloß funktionell sein, sondern sich auch nahtlos in die städtische Infrastruktur einfügen. Zu diesem Zweck wird der Speicher nach seiner Fertigstellung über eine Aussichtsplattform begehbar sein und möglicherweise sogar ein Restaurant und einen an den Turm anschließenden Bewegungspark erhalten. **(ivk)**

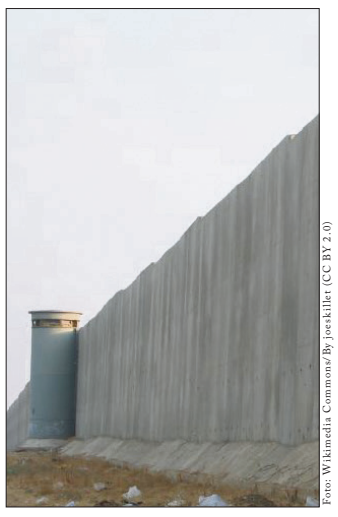


Foto: Wikimedia Commons/ By joeskillet (CC BY 2.0)

Mauerbau als kapitalistischer Nutzfall – Der Wahlsieg Donald Trumps hat zumindest bei einer Branche Vorfreude ausgelöst: Am 26. Jahrestag des Berliner Mauerfalls äußerte sich der Vorstandsvorsitzende von HeidelbergCement, Bernd Scheifele, erfreut über die Mauerbaupläne Trumps an der mexikanischen Grenze.
Laut dem *manager-magazin* ließ sich Scheifele im Rahmen der Kundgabe der Quartalszahlen dazu aus, wie die Infrastrukturpläne der Baubranche zugutekommen könnten.
HeidelbergCement ist – neben dem mexikanischen Konzern Cemex – einer der weltgrößten Baustoffhersteller und hat auf mehreren Kontinenten Zementwerke, darunter zehn Fabriken in Texas. Sollte die Mauer tatsächlich gebaut werden und Mexiko nicht die Kosten übernehmen, wäre HeidelbergCement also in der engeren Auswahl der Zulieferer. **(jat)**

Perspektivenwechsel

Definitionen des Feminismus sind oft sehr unterschiedlich. Bei einer Heidelberger Veranstaltungsreihe wird darüber diskutiert

Feminismus braucht eine neue Perspektive. Finden zumindest die Organisationen, die sich unter dem Dachverband [perspektive:feminismus] zusammengeschlossen haben.

Ziel ist es, verschiedene Organisationen zu vernetzen, sich auszutauschen, zu unterstützen und Sicherheit zu stiften. Dafür wurde ein umfangreiches Programm vom 17. Oktober bis zum 10. Dezember aufgestellt, um mit Workshops, Vorträgen, Filmen, Diskussionsrunden und Ähnlichem ihrem Ziel näher zu kommen. Zu den teilnehmenden Organisationen zählen beispielsweise AKUT [+C], der Frauennotruf e.V. und das FUN-Referat (Frauen* und Non-Binary Referat gegen geschlechtsspezifische Diskriminierung).

„Zu Feminismus läuft gerade sehr viel in Heidelberg. Vor allem bei jungen Frauen wächst das Interesse am Thema“, so Lea Heyer, Referentin des FUN-Referats.

Allerdings hat der Feminismus dabei wie so oft das Problem, am eigenen Ruf zu erkranken. In ihrer Ansprache vor der UN im September 2014 beschrieb Emma Watson die Wahrnehmung von Feminismus als unattraktiv und männerverachtend. Bemüht um Gegendarstellung definierte sie Feminismus als die Grundhaltung, dass Männer und Frauen gleiche Rechte und Chancen haben sollten, sowohl im politischen, ökonomischen aber auch sozialen Kontext.

Leider ist unser Duden anderer Meinung, denn er definiert Feminismus als Frauenbewegung, mit der die „Bedürfnisse der Frau“ durchgesetzt werden sollen.



Foto: flickr.com/Flywithinsun (CC BY-NC 2.0)

UN-Sonderbotschafterin Emma Watson möchte Männer für den Feminismus begeistern

Der Feminismus krankt aber nicht nur an Definitionsproblematiken, sondern ist immer wieder einer gewissen Ironie ausgesetzt. So reagierte Taylor Swift euphorisch: Wenn ihr jemand das früher definiert hätte, wäre sie immer bekennende Feministin gewesen! Umgesetzt hat sie das, indem sie ihren Freundeskreis mit Frauen neu besetzte. Über das Ziel hinausgeschossen ist sie dann damit, dass ihr Freundeskreis fast ausschließlich aus Models besteht.

Auch die Kampagne „he for she“, die Watson mit ihrer Rede eröffnete, gibt einem zu denken, immerhin appelliert sie ausschließlich an Männer. Sie sollen dann den Feminismus vorantreiben.Wie dem auch sei, der Feminismus ist nötig, denn selbst vor der Politik macht Sexismus nicht halt. So machte unsere Bundeskanzlerin am 14. August 2008 Schlagzeilen, weil sie angeblich zu viel Dekolleté zeigte. Am 4. Oktober 2016 wurde die neue britische Premierministerin der UK Theresa May in einem TV-Interview nicht nur zu ihrer Politik, sondern auch über Scones-Rezepte und ihre Schuhe ausgefragt. Auch Hillary Clinton wurde als zu kalt und unweiblich beschrieben.Wer also etwas gegen diese Missstände tun möchte, kann sich bis Mitte Dezember ausführlich damit befassen und auch demonstrieren. Denn seinen Abschluss findet das Programm am 10. Dezember in einer Demonstration. **(sbu)**

Das Programm gibt es hier: www.perspektivefeminismus2016.wordpress.com

Heidelberger Historie

Weststadt-Story

Die Heidelberger Weststadt: schick, alt und beliebt. Wie sich der Stadtteil im 19. Jahrhundert von einem Industriestandort zur begehrten Wohngegend entwickelte

Kulturdenkmäler, gründerzeitliche Villen sowie begrünte Innenhöfe und Vorgärten prägen heute das Bild der Weststadt. In den 1830er-Jahren beginnt die infrastrukturelle und städtische Entwicklung des schönen Viertels mit dem Aufkommen des Tourismus und der Ansiedlung der Industrie.

Auf ehemals landwirtschaftlich genutzter Fläche eröffnet 1838 das Hotel Schrieder als erstes Vorstadthotel Heidelbergs. Parallel baut die Stadt auf dem Gebiet der heutigen Weststadt in der Nähe des heutigen Bismarckplatzes am Heidelberger Hauptbahnhof. Das erklärt, wieso die Bahnhofstraße so heißt, obwohl der heutige Bahnhof weit entfernt liegt. Dieser wurde nämlich nach dem Zweiten Weltkrieg zwei Kilometer weiter westlich eröffnet. 1840 nimmt die Badische Hauptbahn in der Weststadt die erste Eisenbahnlinie zwischen Mannheim und Heidelberg in Betrieb.

Als mondänes Reiseziel in- und ausländischer Reisender in den 1870er-Jahren etabliert sich mit dem luxuriösen Grand-Hotel an der Ecke Rohrbacher Straße / Seegarten ein weiteres Hotel in dem Stadtbezirk. In dieser Zeit erfährt die Weststadt auch ihr wesentliches Wachstum, denn neben Hotels entstehen in der Gründerzeit auch zahlreiche Villen und drei- bis fünfstöckige Mehrfamilienhäuser.

Mit dem Zuzug der Waggonfabrik Fuchs im Jahr 1862 entsteht das Werksgelände von der heutigen Goethestraße über die Blumenstraße hinaus. Dadurch gewinnt der Stadtteil an wirtschaftlicher Bedeutung. Ebenso entwickelt sich die Rohrbacher Straße durch den Bau der Neckarbrücke zwischen Neuenheim und Heidelberg zur Hauptgeschäftsstraße der Weststadt durch die Ansiedelung von Geschäften wie Bäckereien, Friseure oder Kolonialwarenläden.



Foto: led

Eine für die Weststadt typische Gründerzeitvilla

In den folgenden Jahren werden viele Gebäude errichtet, die noch heute das Bild der Weststadt prägen und zu ihrer infrastrukturellen Ausgestaltung führten. Dazu zählen die St. Bonifatius-Kirche, die Landhausschule, das St. Josef-Krankenhaus oder die Christuskirche, die mit ihrem 65 Meter hohen Turm als Wahrzeichen der Weststadt gilt. Dass das Viertel sich im 19. Jahrhundert von landwirtschaftlich genutzter Fläche immer mehr zu einem urbanen Raum herausbildet, zeigt auch die Einwohnerentwicklung. Zwischen den 1850er-Jahren und der Jahrhundertwende verdreifacht sich die Bevölkerung nahezu und zählte 1900 etwa 40 000 Menschen.

Mit dem Umbruch ins 20. Jahrhundert verliert die Weststadt durch die Verlegung der Fuchsschen Waggonfabrik nach Rohrbach ihren Status als Industriestandort und wird ein reines Wohnquartier. Die Flächenausdehnung ist 1908 mit dem Bau des Gaisbergtunnels abgeschlossen. Der Begriff „Weststadt“ wird in Heidelberg erst 1924 gebräuchlich.

Der Wochenmarkt auf dem Wilhelmsplatz, Stadtteilfest und ein Urban Garden führen dazu, dass die Weststadt – obwohl die Stadt darüber hinaus sehr stark gewachsen ist – heute ein ruhiges, grünes Wohnviertel ist. Sie gilt als eines der begehrtesten Wohngegenden der Stadt. **(led)**

ANZEIGE



PRÊT À ÉCOUTER 17. – 26.11.2016
DO 17.11. STEREO TOTAL
FR 18.11. SARAH NEUFELD
FR 18.11. AMARENA READY: MUSO, MAULI & MARVIN GAME
SA 19.11. JAMESZOO QUARTET
MO 21.11. DIE HEITERKEIT
DI 22.11. THE ANGELCY
DO 24.11. GIRL BAND
FR 25.11. THE JOY FORMIDABLE
SA 26.11. TALISCO
SO 27.11. DMITRIJ KAPITELMAN
FR 02.12. AEHAM AHMED (PIANO)
SA 03.12. LA NUIT BOHÈME
MI 07.12. PHILIPP WINKLER: HOOL
SA 10.12. 20 JAHRE ROLLERCOASTER SURFACE TO AIR MISSIVE (USA)
MI 14.12. BENEDICT WELLS QUERFELDEIN E.V.
FR 16.12. BLANK PRESENTS: SAN SODA
SA 17.12. ENGTANZ HEIDELBERG
DO 29.12. DHALIA'S LANE
SA 31.12. SILVESTER LES PRIMITIFS LIVE + PARTY

HD – Am Karlstor 1 – www.karlstorbahnhof.de

„Wieder Boden unter den Füßen“

Opfer von sexualisierter Gewalt sehen wir als anonym, hilflos und gebrochen. Stimmt das? Wir haben den Heidelberger Frauennotruf gefragt – und den Männernotruf

Frauennotruf

Sie haben ein Notruftelefon. Wie viele Frauen melden sich dort am Tag?

Renate Kraus: Im Schnitt haben wir drei neue Meldungen in der Woche, aus Heidelberg und der Umgebung.

Kommt es vor, dass jemand anderes anruft, wenn die Betroffenen selbst gar nicht reden wollen?

Ja. Gerade bei sehr jungen Menschen ist es mittlerweile so, dass die Umgebung ziemlich viel Druck macht, darüber zu reden. Die sagen dann: „Dir geht’s schlecht und Du musst reden.“ Die Betroffenen sind aber erstmal an einem Punkt, an dem sie noch nicht drüber reden wollen. Eine Vergewaltigung ist ja ein Schockmoment. Da ist es ein ganz natürliches Bestreben zu sagen: „Ich brauche erstmal wieder Boden unter den Füßen.“ Die Frauen stürzen sich oft viel in Arbeit, viel in Ablenkung. Und das ist eine wichtige Phase! Dann ist es auch in Ordnung, später zu kommen. Und wir raten den Zugehörigen immer: Achtet die Grenzen, gerade jetzt. Denn es ist schon einmal ganz massiv die Grenze verletzt worden.

Haben Sie schon von sexueller Belästigung an der Uni Heidelberg gehört?

Ja. Und… *(lange Pause)* Es ist nun mal ein Abhängigkeitsverhältnis. Die Professoren haben ja eine bestimmte Macht, dass es zu sexuellen Beziehungen kommt, obwohl die Frauen das nicht wollen. Zwei Fälle hatten wir da schon.

Sophia Schreiber: In Heidelberg sind K.-o.-Tropfen ebenfalls ein Thema und zwar verstärkt in den letzten Monaten. Wenn ich im studentischen Umfeld die Ohren aufmache, dann haben die meisten entweder selbst Erfahrungen damit gemacht oder es schon mal bei jemandem mitbekommen.

Wenn ich mir überlege, was meine Umwelt unter Prävention versteht, dann sind das Tipps wie: Sei nachts nicht allein unterwegs. Macht das überhaupt Sinn angesichts der Statistik, dass 80 bis 90 Prozent der Straftaten von Bekannten ausgehen?

Die Beispiele, die du genannt hast, sind ja Tipps, die Frauen dabei einschränken, Raum einzunehmen. Unser Ansatz ist, ein Bewusstsein zu schaffen für die eigenen Grenzen. Zu merken, was einem zu weit geht und eben nein sagen zu können, selbst wenn man dann unfreundlich ist. Wenn man sich bedroht fühlt, dann ist es auch okay, unfreundlich nein zu sagen. Wir finden, dass Frauen sich durch Sicherheitshinweise nicht einschränken lassen sollten. Natürlich geben wir auch Tipps für Situationen, in denen man Angst verspürt oder sich unwohl fühlt. Da ist unsere Frage: was kann man tun, um mit einem guten Gefühl aus der Situation zu gehen?

Was haben Sie schon für Gründe gehört, warum sich ein Opfer nicht gewehrt hat?

Renate Kraus: Aus der Hirnforschung wissen wir ja: In Situationen, die lebensbedrohlich sind oder als lebensbedrohlich empfunden werden, entscheidet unser Stammhirn. Und das hat drei Möglichkeiten zu reagieren: Flucht, Verteidigung oder sich tot stellen. Dabei greift es auch nicht zurück auf Erfahrungen oder sonstiges Wissen. Und das Stammhirn entscheidet dann oft: Ich stell mich tot. Heißt, ich schrei nicht, ich wehr mich nicht, ich lasse es über mich ergehen. Viele Frauen reagieren so. Und dann sagen sie sich hinterher: „Eigentlich hätte ich doch was machen können.“ Andererseits sagen aber auch manche Frauen, sie hatten keine Schockstarre, sie haben bewusst nicht geschrien, weil sie einfach Todesangst hatten. Weil sie das Gefühl hatten, wenn sie sich wehren, wird alles noch viel schlimmer.

Hören Sie oft, dass die Betroffenen sich schämen?

Ja. Immer. Die schämen sich immer und die Täter nicht.

Heutzutage schämt man sich ja in aller Regel nicht mehr, wenn man willentlich Sex hat. Wie erklären Sie sich, dass man sich noch für Sachen schämt, die man nicht freiwillig gemacht hat?

Viele Betroffene berichten von Ekelgefühlen, als ob durch das Eindringen in den Körper die Handlung des Täters auf sie übergegangen ist.

Ist das nicht eine veraltete Vorstellung? Kommt das nicht aus einer Zeit, in der die Gesellschaft dachte, Frauen müssten sexuell rein sein und wenn das verletzt wird, dass man sich dann schmutzig fühlt?

Das ist auch eine zwischenmenschliche Dynamik. Wenn wir von der sexuellen Gewalt mal weggehen: Nehmen wir an, Sie sind in einer Arbeitsgruppe und dann merken sie, irgendwas stimmt nicht und jemand verheimlicht das. Und Sie sind diejenige, die das auf den Tisch bringt. Das fühlt sich scheiße an. Als hätte man selbst was Schlechtes gemacht, und alle sind gegen einen, obwohl man eigentlich nicht schuldig ist. Außerdem hat das mit der Schuld auch noch einen anderen Aspekt: Wenn ich mich schuldig fühle, habe ich auch das Gefühl, ich hatte noch eine Handlungsalternative. Dann habe ich das Gefühl, ich hätte anders reagieren können. Und wenn ich sage, ich hatte die nicht, dann ist das Gefühl der Ohnmacht noch viel größer. Absolut.

Knifflige Situation.

Wir müssen uns im Allgemeinen zugestehen, dass es immer wieder Situationen gibt, denen wir ausgeliefert sind. Und was nach einer Vergewaltigung ebenso wichtig ist, ist das Bewusstsein, die Tat überlebt zu haben. Das ist wunderbar und es geht dann auch darum, das Leben zurückzuerobern.

Etwas so Krasses wie eine Vergewaltigung wird generell als traumatisierend verstanden. Aber ein Trauma ist ja auch ein psychologischer Begriff. Welche Symptome gehen damit einher?

In einer lebensbedrohlichen Situation reagiert unser Körper ja damit, auf Hochbetrieb zu gehen. Und wenn man nicht davonrennt oder einen Gegenangriff startet, dann bleibt diese höchste Anspannung im Körper. In der Folge sind die Frauen dann extrem unruhig, leiden unter Schlafstörungen und Angstzuständen. Auch Konzentrationsstörungen sind sehr häufig. Das kann über Wochen, Monate anhalten. Es muss sich aber nicht unbedingt eine posttraumatische Belastungsstörung bilden. Nicht alle Frauen, die eine Vergewaltigung erleben, sind traumatisiert. Das hängt von vielen Faktoren ab. Wie unterstützend das Umfeld ist, das ist sehr wichtig. Wenn aber kein stabiles Umfeld da ist und es vorher schon traumatische Situationen gegeben hat, Missbrauch oder Unfälle oder Todesfälle – wenn man sich maximal ohnmächtig gefühlt hat – dann kann es zu einer posttraumatischen Belastungsstörung kommen. Bei einer einmaligen Vergewaltigung ist die Chance aber sehr hoch, dass es dazu nicht kommt.

Das ist eine gute Nachricht! Verstehen das auch die Angehörigen? Oder vermittelt die Umwelt der Frau, dass jetzt eigentlich ein Bruch mit dem Leben stattfinden müsste?

Leider ja. Das erleben wir immer wieder, dass die Umwelt so reagiert. Und dass sie den Frauen nicht glauben, weil es ihnen ja angeblich nicht schlecht genug gehe. Dabei sind die Betroffenen natürlich alle verschieden. Auch Frauen, die massive sexualisierte Gewalt erlebt haben, können sehr taff auftreten. Das passt nicht in das Bild vom ‚Opfer‘. Leider wird den Frauen nicht immer geglaubt, gerade auch von angeblichen Freundinnen. Warum sollte eine einfach sagen, sie sei vergewaltigt worden? Die Falschanzeigen sind bei drei Prozent! *(haut auf den Tisch)*



Foto: Oliver Sigloch

Wo kommt diese Statistik her?

Vom Landeskriminalamt. Von hochoffizieller Stelle.

Der Frauennotruf richtet sich ja nur an Frauen. Im Sinne der Gleichberechtigung, müsste man den Notruf nicht für alle Opfergruppen öffnen?

Und da sind wir wieder bei einem geschlechtsspezifischen Unterschied. Die Frauennotrufe sind ja aus der Frauenbewegung entstanden. Und was ist mit den Männern? Kümmern die sich um sich? Es gibt ganz wenige Männernotrufe. Das ist schon bitter. Und da ist die Erwartung groß, dass das auch wieder die Frauen machen sollen.

Männernotruf

Ihr Verein hat angefangen als eine Anlaufstelle für Männer, die häusliche Gewalt ausüben. Seit drei Jahren bieten Sie auch Unterstützung für männliche Opfer von häuslicher oder sexualisierter Gewalt an. Warum haben Sie den Männernotruf aufgebaut?

Meinolf Hartmann: Weil sich das Klischee vom Mann als Täter und der Frau als Opfer nicht durchhalten lässt. Opfer von Gewalt sind sogar zum größten Teil Männer. Zwar mehr im Außenbereich, aber es gibt auch Beziehungen, in denen Frauen Gewalt ausüben. Und dann gibt es Männer, die als Kind sexuell missbraucht worden sind. Die Polizei spricht davon, dass zehn Prozent aller Jungen unter 14 sexuellen Missbrauch erfahren. Bei den Mädchen von 15 bis 20 Prozent. Unser Anliegen war, dass Männer nicht erst selbst gewalttätig werden müssen, damit man drüber reden kann, was vorher war.

Was ist mit erwachsenen Männern, die sexualisierte Gewalt erfahren?

Das kommt relativ selten bei uns an. Aber das gibt es. Das Gefühl des Ausgeliefertseins kann man in einer sexuellen Beziehung auch als Mann haben. Und zwar nicht nur bei gleichgeschlechtlichen Paaren.

Dass ein Mann höchstens von einem Mann vergewaltigt werden kann, stimmt also nicht?

Nein, das ist falsch. Das Bild ist ja: Wenn ich als Mann eine Erektion habe, dann will ich. Aber das stimmt nicht. Wenn man da stimuliert wird, dann ist das eine Automatikreaktion. Auch wenn ein Erwachsener Sexualität an einen kleinen Jungen heranbringt, dann ist das durchaus normal, dass der eine sexuelle Erregung hat, nur...

…heißt das nicht, dass er das gerade möchte.

Der Betroffene gibt sich das oft als Schuld. Dabei ist das ein biologischer Automatismus. Eigentlich ist bei sexualisierter Gewalt aber nicht das Wichtigste, was passiert. Das Entscheidende ist die Sichtweise darauf. Es kommt drauf an, ob ich das Erlebte als eine Krise sehe oder nicht.

Mir war seit meiner Kindheit sehr bewusst, dass ich als Mädchen vergewaltigt werden kann. Ist das bei Jungen anders?

Wir machen viel Präventionsarbeit an Schulen. Jungen in dem Alter, in dem sie Opfer von Pädokrimen werden können, haben schon irgendwie mitgekriegt, dass es Pädophilie gibt. Aber nur die plakativen Sachen: dass ein Kind entführt oder drei Jahre eingesperrt wird. Bekanntermaßen sind das aber die Ausnahmen. Das meiste passiert im Bekanntenkreis. Davon wissen die Jungs nichts und wissen auch nicht, damit umzugehen. Und in den Familien von Betroffenen wird es oft nicht bemerkt, weil es auch dort nicht auf dem Schirm ist.

Ändert es für die emotionale Verarbeitung etwas, wenn man gar nicht auf die Möglichkeit eingestellt war und es einem dann doch passiert?

Es ist auch ein Abwehrmechanismus von Männern, sich so eine Ohnmacht gar nicht vorstellen zu können. Wir merken an den Schulen, dass die Jungen hauptsächlich denken: wir müssen uns verteidigen, wir sind ja Kerle! Und wenn wir dann über Missbrauch sprechen, dann sagen sie: „Den mache ich fertig, da soll mal einer kommen!“ Dabei sind die acht und gehen einem bis zur Hüfte. Sie haben ein total überhöhtes Selbstbild vermittelt bekommen, nach dem sie etwas bringen müssten, was sie gar nicht bringen können. Und wenn sie dann auf einmal doch sexuell missbraucht werden, dann wissen die gar nicht, was Sache ist. Und sie wissen auch nicht, wie sie das weitergeben sollen. Sie haben Angst davor, ausgelacht zu werden.

Hören Sie manchmal, dass Männer sich schämen, wenn sie sexuell missbraucht worden sind?

Ja, klar. Durchweg von allen. Das Schämen ist ja so eine Sache: Man konnte nicht kämpfen, man konnte nicht abhauen. Man möchte aber hinterher so gerne etwas machen und was bleibt ist, sich zu schämen und sich selbst fertigzumachen. Dann ist man noch aktiv.

Die ersten Sexualforscher gingen davon aus, dass eine Frau natürlicherweise passiv und frigide sei und ein Mann aktiv und aggressiv.

Was ja völliger Unsinn ist!

Aber was, würden Sie sagen, hat sich seitdem an diesem Bild geändert?

(lange Pause) Ich glaube, viele Männer haben Angst vor Sexualität. Also im Sinne von sich fallen lassen, sich selbst hingeben. Das Bild von früher wird immer noch viel reproduziert. Der Mann hat die Macht, ist oben, ist aktiv. Das ist für Männer ein Bild, mit dem sie sich auf der sicheren Seite fühlen. Von daher denke ich, ist es relativ ähnlich geblieben. Natürlich hat sich immerhin ein bisschen was bewegt. Ich mache seit 25 Jahren Gewaltprävention. Und als ich damals einen Männernotruf gründen wollten, haben alle gesagt: „Du bist nicht ganz dicht!“ Und irgendwann war plötzlich ein Interesse für einen Männernotruf da.

Die Gespräche führte Hannah Bley.

Kontakt

Der „**Frauennotruf Heidelberg**“ ist ein Ansprechpartner für alle Frauen, die sexualisierte Gewalt erlebt haben. Der Verein bietet anonyme Beratungsgespräche, unterstützt bei juristischen Verfahren und hilft bei der Opferentschädigung. Der „**Männernotruf Heidelberg**“ bietet dementsprechend Beratungsgespräche für Männer. Wer einen Verdacht auf K.-o.-Tropfen hat oder Opfer eines Gewaltverbrechens wurde, kann sich rund um die Uhr an die **Gewaltambulanz der Heidelberger Uniklinik** wenden. Dort werden Spuren von Ärzten untersucht und gesichert. Die Beweissicherung ist kostenlos und wird für ein Jahr archiviert.

Frauennotruf: 06221 183643 (Mo, Mi & Fr 10–12 Uhr, Di & Do 14–16 Uhr)
Männernotruf: 06221 6516767, 0179 4883084 (Mo bis Fr 8–19Uhr)
Gewaltambulanz: 0152 54648393 (24 St./tägl.)





Fotos: lnr



Foto: Uwe Schnieders

„Ilonas hausgemachte Spezialitäten“ auf dem Markt am Friedrich-Ebert Platz, Kostproben bei „Lebe Gesund“ und Oberbürgermeister Würzner während der Aktionswoche (v.l.n.r.)

App des guten Gewissens

Der bio.regional.fair-Ratgeber erleichtert bewusstes und nachhaltiges Einkaufen in Heidelberg. Ist er alltagstauglich?

Einen fair produzierten Kaffee in Ruhe genießen, Lebensmittel einkaufen, ohne bei jedem Produkt zu überlegen: Was bis vor kurzem noch mit hohem zeitlichen Aufwand verbunden war, erleichtert nun der von der Aktionswoche eingeführte bio.regional.fair-Einkaufsführer nebst App.

Im Oktober fanden zehn Tage lang überall in der Stadt Aktionen zum Thema Nachhaltigkeit statt. Unter anderem in der Buchhandlung „Schmitt & Hahn“ konnten Plastiktüten gegen Stoffbeutel getauscht werden, die Bäckerei „Mahlzahn“ öffnete ihre Backstube, bei dem Dekorladen „Vierling!“ wurde aus Altpapier Dekoration gebastelt. Geblieben ist der Einkaufsführer. „Mit dem Einkaufsführer bio.regional.fair möchten wir Bürgerinnen und Bürger einladen, die Heidelberger Vielfalt an Bio-Lebensmitteln, regionalen Erzeugnissen und fair gehandelten Produkten zu entdecken“, meint Oberbürgermeister Eckart Würzner. Biologische, fair gehandelte und regionale Produkte sind in diesem durch verschiedene Symbole gekennzeichnet.

Für ein paar Freunde fehlen noch Weihnachtsgeschenke? Ein Besuch im „Weltladen Heidelberg-Altstadt“, der laut Einkaufsführer auf fairen Handel achtet und ein biologisches Teilsortiment anbietet, könnte sich lohnen. Dieser verkauft alles, von Schmuck, über Portemonnaies, Kosmetik, Schreibwaren und Lebensmitteln bis hin zu politischen Büchern. Zwischen 2 Euro und 2,50 Euro kostet Schokolade in allen möglichen Geschmacksrichtungen, Tee gibt es für 3 Euro und die Gewürze sind sogar vergleichsweise günstig. In diesem Weltladen werden Produkte aus anderen Ländern verkauft, um dortige Projekte zu unterstützen. Infolgedessen lassen sich ganz verschiedene Design-Stile finden. Für außergewöhnliche Geschenke auf fair-trade-Basis ist man somit bei dem Weltladen in der Heugasse 2 genau richtig. Und wenn das Geschenkekaufen zu anstrengend geworden ist, bietet der Weltladen Kaffee für 1,80 Euro oder einen Bananen-Mango-Shake für 2,20 Euro in entspannter, uriger Atmosphäre bei afrikanischer Musik .

Ein Geheimtipp für besondere und regionale Lebensmittel sind „Ilonas hausgemachte Spezialitäten“. Der Stand befindet sich jeden Donnerstag auf dem Markt am Friedrich-Ebert-Platz, wird von dem Einkaufsführer und der App mit dem Symbol „aus der Region“ bezeichnet und bietet verschiedene Essig-, Sirup- und Marmeladensorten. Auf Nachfrage empfiehlt die Eigentümerin besonders ihren Rosenblütensirup. Die Rosen wurden, wie die meisten verwendeten Zutaten, selbst biologisch in Sinsheim angebaut und zu Sirup verarbeitet. Ein solches für Großeltern sehr gut geeignetes Geschenk kann für knappe 5 Euro erworben werden, die wunderschön verpackten Marmeladen kosten zwischen 1,50 Euro und 3,50 Euro.

„Bio ist Geschmack“

Doch der bio.regional.fair-Einkaufsführer eignet sich nicht nur für das Besorgen von Weihnachtsgeschenken, sondern auch für den allwöchentlichen Einkauf. „Lebe Gesund“ in der Hauptstraße garantiert beispielsweise einen veganen friedfertigen Landbau, bei dem keine genmanipulierten Pflanzen kultiviert und keine Pestizide verwendet werden. „Bio ist Geschmack“, meint Peer Gromoll und deutet auf die Pyramide aus Gläsern mit selbstgepflücktem Bärlauch, der ganz ohne Konservierungsstoffe in Öl eingelegt wurde. Er ist froh, dass die Kundschaft durch die Aktion bio.regional.fair öfter nachfragt, was friedfertiger Landbau bedeutet. Der kleine Laden mitten in der Altstadt ist herbstlich dekoriert, überall stehen Kostproben. Kaufen kann man fast alles, was in einem gewöhnlichen Haushalt benötigt wird: Brot, Aufstriche, Säfte, Gewürze, Nudeln, Pesto, einige Fertiggerichte, Kekse, getrocknete Apfelringe und viel mehr. Nur frisches Gemüse fehlt. Dieses muss bestellt werden und wird dann direkt vom Feld nach Hause geliefert. Die Preise sind zwar höher als in einem normalen Supermarkt, aber liegen meistens noch im Bereich des Möglichen. Der bio.regional.fair-Einkaufsführer enthält viele Geschäfte, die dem normalen Studenten völlig unbekannt sind, dies jedoch nicht bleiben sollten. Bezüglich der Preise müssen einige Kompromisse eingegangen werden, manche Produkte sind auch günstiger als erwartet. Eine Verbesserung des Handbuchs könnte durch Hinzufügen einer neuen Kategorie erfolgen: Ob die Tiere bei der Herstellung von nicht-veganen Produkten artgerecht gehalten werden, ist in der Beschreibung der Läden leider nicht enthalten.

Eine gute Ergänzung zu dem Einkaufsführer ist die App „Mein Heidelberg“. Unter der Rubrik bio.regional.fair sind alle Läden in der Nähe, die die Kriterien der Aktion erfüllen, auf einer Karte lokalisiert. Die App zeigt zudem die Öffnungszeiten und die Zertifizierung, ob das entsprechende Geschäft biologische, fair gehandelte und regionale Produkte verkauft. Die Nutzer können auch direkt nach einer bestimmten Art, wie beispielsweise einer Bäckerei, suchen. Die App ist kostenlos und erleichtert enorm das Finden von Produkten, bei denen auf nachhaltige Produktion geachtet wurde. Der Kaufrausch kann also beginnen: diesmal ganz ohne schlechtes Gewissen! **(lnr)**

Alle biologischen, regionalen und fairen Produkte auf www.heidelberg.de:

ANZEIGE



Ausgeschenkt

Unser Franzos’

Ein Besuch bei unserem Lieblingsfranzosen, der eigentlich Italiener ist

Eigentlich besprechen wir an dieser Stelle unserer Zeitung immer neue Lokalitäten in Heidelberg. Meistens schick, studentisch oder mit einem ganz außergewöhnlichen Lokalkolorit. In dieser Ausgabe möchten wir euch jedoch ein kleines Bistro in Neuenheim vorstellen, das unserer Redaktion ganz besonders am Herzen liegt. Meistens trifft man uns dort am Montagabend, nur wenige Schritte von unserer Redaktion entfernt, wenn wir unsere Sitzung beendet haben und noch „schnell was trinken gehen“. Dann trudeln wir nach und nach in Vincenzo Scontis Bar d’Aix en Provence in der Neuenheimer Bergstraße ein.



Foto: mak

Sie lädt zum Verweilen ein: Die Bar d’Aix en Provence in Neuenheim

In seiner Bar mit französischem Flair hält der Italiener alles bereit, was wir uns nach einer langen Redaktionssitzung wünschen. Von Bier und Wein, über Cocktails und Aperitifs bis hin zur heißen Schokolade und fabelhaftem Barista-Kaffee hat die Bar d’ Aix en Provence ein ausgewogenes Angebot des flüssigen Vergnügens. Glücklich sind wir auch über die kleinen Snacks, Oliven und Käse, die plötzlich wie von Zauberhand auf unserem Tisch landen. Und wenn es bei uns mal wieder ein stressiger Tag war, verwöhnen uns Vincenzo und sein Team mit mediterranen Köstlichkeiten. Meist fällt es dann schwer, sich für einen der Salate, kleinen Sandwichs oder anderem zu entscheiden. Wir geben auch zu, dass wir unseren „After-Work“ etwas dekadent gestalten, denn studentenfreundliche Preise hat er nicht, unser Italiener. Auch ist es immer sehr kuschelig an den kleinen Tischen und überschaubaren Fensternischen. Dafür bezaubert uns die Bar d’Aix mit einem sehr geschmackvollen südländischem Interieur und französischer Musik. Man munkelt, dass auch das eine oder andere Mitglied unserer Redaktion bereits intensive Stunden in Zweisamkeit dort verbracht haben soll, denn für romantische Abende ist das Bistro wärmstens zu empfehlen. Die kleinen runden Tische laden geradezu ein, sich zu verlieben.

Und wenn es bei uns dann doch das eine oder andere Glas mehr wird, als wir zu Beginn des Abends dachten, gesellt sich der Barbesitzer noch gerne zu uns. Oft erzählt er von seiner langjährigen Erfahrung als Gastronom. Von seinem geschickten Händchen in der Mitarbeiterführung oder seinem Gespür für die Auswahl an kulinarischen Trends. Die hat er übrigens nicht nur in der Bar d’Aix unter Beweis stellen können, sondern auch in seinem Restaurant „Bellini“ im Neuenheimer Feld. Dort beobachtet er am liebsten die Studenten.

Gegen Ende des Abends ertönt meistens sanft Edith Piafs „Non, je ne regrette rien“ und wir wissen, dass es langsam Zeit ist, zu gehen. **(mak)**

Preisliste

Kleines Bier	1,80 €
Großes Pils	3,40 €
Glas Weizen	3,90 €
Glas Wein	3,90 €
Champagner	4,50 €
0,5 L Wasser	2,20 €

Neuenheim
Bergstraße 1

Öffnungszeiten:

Mo bis So
von 10 bis 3 Uhr

Zocken für die Wissenschaft



Für Historiker und Religionswissenschaftler sind Computerspiele nicht nur Zeitvertreib, sondern zugleich Forschungsobjekt

Foto: flickr.com / Delyth Angharad (CC BY-NC 2.0)

Es wimmelt nur so von religiösen Anspielungen in Bioshock Infinite – der Protagonist muss sich sogar „taufen“ lassen, um im Spiel weiterzukommen

Von Esther Lehnardt

Hoch über einem Mann in weißem Kapuzenmantel ragt der Petersdom auf. Kaufleute bieten ihre Waren in Karren an, Mönche laufen langsam vorbei und Frauen in weiten Röcken unterhalten sich auf der Straße. Das Computerspiel „Assasins Creed“ entführt Spielende ins Italien der Renaissance. Doch nicht nur in dieser Spielwelt, sondern auch in vielen Computerspielen sind historische und religiöse Motive allgegenwärtig. Ähnlich wie vergleichbare kulturelle Motive in Büchern oder Filmen untersuchen Heidelberger Forscher sie in den Spielen.

In Computerspielen wimmelt es geradezu von historischer Bildsprache. „Klassiker“, die immer wieder auftauchen sind Weltkriege, Mittelalter und Piraten. Häufig ist das Setting der Spielwelt ein historisches. „Dafür gibt es eine ganz einfache Erklärung.“ sagt Kilian Schultes, der am historischen Seminar für neue Medien und Geschichtswissenschaft zuständig ist. „In einem Weltkriegsspiel muss man nicht mühsam und damit teuer in das Setting einführen“. Das Thema ist aus Film und Literatur bekannt und der Spieler fühlt sich leichter in die Welt hinein. Trotz der vielen Spiele, die Themen aus der Geschichte aufgreifen „sagt uns das Spiel im Normalfall überhaupt nichts über die dargestellte Geschichte, denn wenn die Entwickler die tatsächlichen historischen Begebenheiten darstellen würden, wären viele Spiele langweilig“, erklärt der Historiker. Ein Deutscher müsste in einem Weltkriegsspiel immer verlieren. Das hat wenig Unterhaltungswert.

„Was für uns als Historiker interessant ist, ist der Entstehungskontext der Spiele“ erläutert Schultes. Untersucht werden dabei besonders Spiele, die eine lange Laufzeit haben, wie das Strategiespiel „Civilisation“. Der erste Teil erschien 1991 und trägt deutlich die Handschrift des Kalten Krieges. Unübersehbares Zeichen dafür: Die ultimative Waffe ist eine Atombombe. „Das erste Civilisation war letztlich ein Nullsummenspiel. Einer gewinnt, einer verliert“, meint Schultes. Doch im Lauf der Serie verändert sich das. In den neuen Teilen hat der Einsatz der Atombombe massive Nachteile, wie Umweltverschmutzung, und man kann gewinnen, ohne Kriege zu führen. Die Spiele sagen also immer etwas aus über die Gesellschaft, für die sie produziert wurden. Die Reihe zeigt, wie sich Werte und Einstellungen in der Gesellschaft verändern.

> „Man muss sehr viel Zeit in die Recherche investieren“

Diese Werte und Einstellungen zeigen sich auch in der Art, wie man im Spiel Erfolge erzielen kann. Am schnellsten und einfachsten gewinnt man „Civilisation“ nämlich wenn man sich verhält wie ein Amerikaner, also auf ein liberales und kapitalistisches System setzt. Das ist völlig unabhängig davon, ob man nun einen Amerikaner, einen Inkakönig oder den Inder Ghandi spielt. „Über die Mechanik, nicht über die Inhalte, lernt der Spieler, dass letzten Endes das erfolgreichste Modell die Welt zu erobern ist, demokratischer Kapitalist zu sein“, erklärt Schultes. Weil diese Botschaften im Gameplay versteckt sind, ist es wichtig, die Spiele nicht aufgrund ihres historischen Settings einfach als Darstellungen realer Geschichte anzuschauen, sondern beide Ebenen getrennt voneinander zu betrachten und zu vergleichen.

Dabei ist ein Kernproblem bei der wissenschaftlichen Auseinandersetzung mit Computerspielen die hohe Schwelle. „Man muss selbst sehr aktiv werden und die Spiele tatsächlich spielen, um sie erfassen zu können“, erläutert Schultes. „Dadurch hat die Forschung immer einen subjektiven Einschlag, weil jedes Spielempfinden anders ist.“

Dieses subjektive Empfinden spielt eine besonders große Rolle, wenn es um Religion geht. „Bei Vorträgen erlebe ich oft Unverständnis von religiös geprägten Menschen darüber wie Religion in den Spielen dargestellt wird“, erzählt der Religionswissenschaftler Tobias Knoll, der zu Religion in Computerspielen forscht.



Foto: flickr.com / Mike Prosser (CC BY-SA 2.0)

In Civilisation lenkt der Spieler die Geschicke der Menschheit über Jahrtausende

Doch auch Religion dient, ähnlich wie historische Motive, zunächst einmal dazu, die Spielwelt für den Spielenden glaubwürdig zu gestalten. „Religion ist etwas, das in unserem Leben auftaucht. Es kommt uns fremd vor, wenn es fehlt“, meint Knoll.

Dementsprechend viele religiöse Motive finden sich in den Spielen. Sehr häufig kommt vor allem Architektur in Form von Tempeln, Kathedralen und Kirchen vor. Außerdem finden sich mit Mönchen, Priestern oder Druiden oft religiöse Autoritäten in den Spielen. Um den Kampf Gut gegen Böse darzustellen, werden darüber hinaus oft Engel und Dämonen bemüht. „Ein Thema wie die Apokalypse ist einfach episch und eignet sich deshalb als Setting für die Spiele“, erklärt Knoll.



Foto: flickr.com / Anupam Saha (CC BY-ND 2.0)

Assasins Creed entführt die Spieler in die Renaissance

Neben Spielen, in denen religiöse Motive quasi am Rand auftreten, gibt es solche, in denen sie eine zentrale Rolle spielen. In „Dragon Age: Inquisition“ drängen die Figuren darauf, dass der Spieler die Rolle eines Messias annimmt. Das kann der Protagonist annehmen oder ablehnen. Die Frage ist, will ich ein übermächtiger Messias sein? „In den Foren diskutieren die Spieler, die mit dieser Entscheidung konfrontiert sind, dann teilweise sehr effektiv über das Thema Verantwortung und Glaube“, erklärt Knoll. Diskussionen wie diese zeigen, dass die Spiele genauso Teil des Netzwerks aus Kommunikation, Rezeption, Wiederverarbeitung und Transformation von religiösen Inhalten sind wie andere Medienformen auch.

> Die Spiele sagen etwas über unser Gesellschaft aus

Ein weiterer sehr spannender Aspekt beim Thema Religion in Computerspielen ist die Verschränkung zwischen dem Spiel und dem realen Leben. So gab ein gläubiger Christ das Spiel „BioShock Infinite“ zurück, weil er sich darin taufen lassen musste, um in die Stadt Columbia zu gelangen. Tatsächlich erinnert die Formel „im Namen des Propheten, des Gründer und des Herrn“ an die christliche Taufe. Für den Spieler kam das einer Wiedertaufe gleich und er ließ sich sein Geld zurückgeben.

Für Knoll sind die Spiele auch deshalb interessant, weil sie den Spielenden zwingen, sich mit Entscheidungen auseinanderzusetzen. „Wenn man einen Film anschaut, der eine wichtige Frage stellt, kann man sich weigern, die Frage zu beantworten. Wenn man das im Spiel tut, kann man nicht weiter machen.“ Im Zombiespiel „The Last Of Us“ steht der Protagonist beispielsweise vor der Entscheidung, ob er seine Tochter oder die Menschheit vor einem Virus retten soll. Solche ethischen Entscheidungen werden auch mit Verweis auf Religion in Foren immer wieder diskutiert.

Gerade auch wegen solcher Diskussionen ist es für die Forschung wichtig, nicht nur die Spiele selbst zu betrachten, sondern auch die Kultur um die Spiele herum. „Spieler identifizieren sich heute auch darüber, dass sie Spieler sind und Teil der Community“, erklärt Knoll. „Das Klischee vom Kellerkind-Gamer ist schon längst nicht mehr die Realität“, erklärt Knoll.

Gerade auch deshalb hält Knoll den schlechten Ruf der Spiele für unbegründet. „Man sollte nichts verteufeln, aber auch nichts in den Himmel loben. Letzten Endes ist es wie bei anderen Medienformen auch: Es gibt gute und wertvolle Spiele; es gibt aber auch Schrott. So wie auch manche Filme schlecht sind.“

Lehrveranstaltungen zu den qualitativ guten Spielen zu besuchen, ist gerade für Studierende, die selbst spielen, eine gute Möglichkeit, sich wissenschaftlich darüber auszutauchen. Denn das Thema ist vor allem eins: basisdemokratisch. „Wenn ich eine Veranstaltung zu Computerspielen anbiete, kennen die Studierenden die Quellen oft besser als ich. Das führt zu lebendigen Diskussionen“, erklärt Schultes.

Die wissenschaftliche Auseinandersetzung mit Computerspielen als neuem Kulturgut ist ein spannendes und vielfältiges Forschungsfeld. Ein Blick in eine Lehrveranstaltung oder einen Artikel lohnt sich für alle Studierenden.

ANZEIGE



Teile des Doms neu datiert

Im Dom zu Speyer haben Historiker und Mathematiker eine Grabplatte entschlüsselt. Sie soll Aufschluss über das Weihedatum des Gotteshauses geben

Inmitten von Rheinland-Pfalz liegt die kleine Stadt Speyer. Seit mehr als 900 Jahren zieht sie Menschen aus unterschiedlichsten Ländern zu sich. Oft trifft man in den hübschen Gassen neben begeisterten Touristen auch bekannte Historiker und Archäologen. Sie alle kommen in die Stadt um den berühmten Speyerer Dom zu sehen – den größten romanischen Dom Europas.

In seiner langen Geschichte hat das Denkmal schon einiges erlebt. Der massive Bau wurde von dem salischen Kaiser Konrad II im Jahre 1025 angesetzt und dauerte mehr als 80 Jahre. So konnte erst sein Urenkel Heinrich V den Dom wenige Wochen nach dem Tod seines Vaters fertigstellen. Mit dem Tod von Heinrich V endete die Dynastie der Salier, deren sterbliche Überreste nun friedlich im Dom ruhen. Soviel steht fest. Doch wann wurde der Dom zum eigentlichen Gotteshaus? Nach den Daten der Wissenschaftler wurden Gottesdienste bereits an der „Baustelle“ gefeiert. Laut den Archiven wurde der Dom sogar mehrmals in der Geschichte geweiht. Zuerst zwischen 1040 und 1050, aber auch später im 13. Jahrhundert. Dies hatte damit zu tun, dass die genauen Informationen zu der ersten Weihe zu dem Zeitpunkt bereits verloren waren, und so mussten die Priester nochmal auf „Nummer sicher gehen“. Seit der neueren Zeit wurde die Feststellung des ersten Weihedatums zu einer Art „Quest“ für die deutschen Historiker.

Die ersten Versuche mehr über die frühe Geschichte des Doms herauszufinden begannen in 1900, mit den Grabungsarbeiten des Herrn Grauert. Dank ihm wurden die Gräber der Kaiser und Könige zum ersten Mal seit mehreren Jahrhunderten ans Licht gebracht. Die Archäologen hatten Glück: in einigen Bleigräbern blieb neben den Leichen auch sogenannte Grabauthentik erhalten.



Foto: Wikimedia Commons/ Harro52, CC BY-SA 3.0

In der Krypta des Doms zu Speyer wurde die Grabplatte gefunden

Die größte Freude bereiteten jedoch nicht die Kupfer-Kronen und reichlich verzierten Mäntel, sondern einfache Bleitafeln mit eingeritzten Texten.

„Ein Grab direkt mit Beschriftung mit Angaben wer, wann und wie in ihm begraben wurde ist ein Traum des Archäologen“ sagt Matthias Utermann, Professor für Mittelalterliche Kunstgeschichte an der Uni Heidelberg. Zu einer besonderen Entdeckung wurde die Bleiplatte aus dem Grab von Gisela – der Ehegattin von Kaiser Konrad II. Die Inschrift auf ihrer Tafel sollte laut den Protokollen von Grauert insgesamt 14 Zeilen enthalten. Doch heute sind nur noch die ersten drei sichtbar. Laut Grauerts Notizen gab die Inschrift an, dass bei der Bestattung der Kaiserin im Jahre 1043 mindestens zwölf Bischöfe anwesend waren – eine Ehre, die keinem deutschen Kaiser zuvor und auch lange danach nicht erwiesen wurde.

Als die modernen Wissenschaftler an diese Daten gestoßen sind, gab es erstmals einen großen Aufschwung, da diese ein neues Rätsel versprachen. Leider durften die Protokolle von Herr Grauert nicht als eine glaubwürdige Quelle betrachtet werden – schließlich gab es keinen Beweis dafür, dass der leicht vorgeritzte Teil des Textes überhaupt existierte.

Ein Weg es herauszufinden hat in diesem Jahr Matthias Utermann vorgeschlagen: er ging zu den Mathematikern, um die Oberfläche der Tafel durch die am Zentrum für Wissenschaftliches Rechnen Heidelberg entwickelte Software GigaMesch zu analysieren. Laut den Entwicklern ist dies eine rein geometrische Methode, welche auf der computerisierten Analyse der Flächenverkrümmungen in den einzelnen Punkten des Scans beruht. Sie wurde bereits 2012 entwickelt und bis jetzt, vor allem zur Entzifferung der Keilstrichtafeln verwendet. Der Ansatz von Utermann war einfach – wenn der heute unleserliche Text tatsächlich an der Bleitafel leicht vorgeritzt war und erst wegen Oxidation von Blei verschwand, wären an den Stellen, wo die Buchstaben waren in definierter Tiefe (erkennbar aus den leserlichen drei Zeilen) Oberflächenunterschiede vorhanden. Diese könnte man mit der Software GigaMesh identifizieren und zu den Buchstaben rekonstruieren. So kam die Tafel in die Hände der Mathematiker aus der Gruppe von Susanne Krömker. Der Text wurde durch das Entfernen vom „Bleioxid-Rausch“ und Darstellung mithilfe von Falschfarben wieder sichtbar und entsprach dem, was Grauert angegeben hat.

Nun durften die Historiker wieder Detektiv spielen. Dass eine so große Anzahl an Bischöfen unmöglich in den vier Wochen nach dem Tod der Kaiserin nach Speyer geholt werden konnte, ist nicht zu bezweifeln. Eine Synode oder ein großes kirchliches Fest hatte zu dem Zeitpunkt in Speyer laut Chroniken nicht stattgefunden. Wozu konnten so viele Bischöfe sonst gemeinsam im Vorfeld eingeladen werden? Herr Utermann konnte als Ursache die Erstweihe des Speyerer Doms nennen.

Der Tod von Gisela wäre somit ein unglücklicher Zufall, der vor dem Eintreffen der zwölf Bischöfe unerwartet geschah. Dies würde auch die nahezu hastig und deshalb unvollständig gravierte Grabtafel, welche später unleserlich wurde, erklären.

Natürlich ist dies nur eine Vermutung, wie auch die Hälfte von dem, was wir über die mittelalterliche Geschichte zu wissen glauben. Und doch ist es sehr wahrscheinlich und laut Herrn Utermann „freuen sich viele von uns schon mal, wenn man ein Datum hat.“ **(bob)**

Die zwei Seiten des Menschen

Im Auftrag des DAI stellten sich zehn Schriftsteller die Frage, ob Wissenschaft die neue Religion ist. Auf der Suche nach einer Antwort erkundeten sie dabei Labore in ganz Heidelberg

Auf die Frage „Ist Wissenschaft die neue Religion?“ kennt zu Beginn des Abends am 28. Oktober Jan Wörner, der Generaldirektor der ESA eine ganz einfache Antwort: „Nein, Wissenschaft ist keine Religion!“. Wissenschaft und Religion würden sich schon rein juristisch vehement unterscheiden. „Wissenschaft ist manchmal auch so, dass wir erst etwas haben mit dem wir gar nichts anfangen können.“

Seiner Meinung nach sei das was den Menschen in der Wissenschaft antreibe, die Vernunft und die Neugier. Derselbe Mensch besitze jedoch auf der anderen Seite so etwas wie eine Seele und Hoffnung, dies sei die Seite der Religion. „Beide Seiten sind nicht miteinander vermischbar!“, so Wörner.

Nach dieser eindeutigen Antwort Wörners scheinen alle weiteren Diskussionen an diesem Abend hinfällig. Dies bemerkt anschließend auch Daniel Kehlmann, Autor des Romans „Die Vermessung der Welt“, lachend. Er beschäftigte sich für dieses Projekt im Vorfeld intensiv mit den Wissenschaften der Quantenphysik.

Im Nachhinein bezeichnet er diese Tage als die intellektuell anstrengendsten Tage seines Lebens. „Ich wollte mich einmal absichtlich unter Druck setzen“, sagt er. Wie viele Menschen besaß auch er zu diesem Thema nur sehr viel Halbwissen.

Die Gespräche die er in diesen Tagen führte, veränderten letztlich aber auch seine Sicht auf die Welt. Die Beschäftigung mit der Quantenphysik zeigte ihm, „dass die Welt zutiefst probabilistisch ist“, also den Wahrscheinlichkeitsgesetzten folgt.

„Das sperrt sich völlig unserem Alltagsverstand“, so Kehlmann. Ebenso wurde ihm bewusst, wie viele Lücken es in der Quantenphysik tatsächlich noch gibt.



Foto: F. Hentschel

Daniel Kehlmann und Michael Maar in einer Diskussion mit dem Leiter des DAI

Jedoch stimmt Daniel Kehlmann Jan Wörner am Ende vollkommen zu. „Wissenschaft als Religion kann passieren, jedoch wenn das passiert, ist die Wissenschaft verunreinigt.“

Die deutsche Sachbuchautorin Kathrin Passig wagte sich bei ihrer Beschäftigung mit den Astrophysikern überhaupt nicht, die Frage nach der Religion zu stellen. Ihr Mann, der selbst als Astrophysiker tätig ist, riet ihr wärmstens davon ab. Sie versuchte, sich langsam an das Thema heranzutasten, indem sie nach der Metaphysik fragte. „Angst“ vor der Wissenschaft, oder vor den „hardcore Wissenschaftlern“ schienen bei diesem Projekt viele Schriftsteller zu haben. „Ein Wissenschaftler ist 24 Stunden Wissenschaftler“, merkt der Literaturkritiker Michael Maar dazu an. Ein „hardcore Wissenschaftler“ brächte das nunmal in jeden Bereich seines Lebens mit, meint er. Schmunzelnd erzählt er von einem wie er sagt „sakralen Moment“ seines Projektes, als ihm ein Gerät vorgesetzt wurde und man ihm erklärte, dies sei der kälteste Ort des Universums.

Die italienische Autorin Michela Murgia machte ähnliche Erfahrungen. Sie erzählt als eine der wenigen Frauen in der Runde, dass sie „Angst“ vor der Arroganz der Wissenschaft hatte. „Diese Arroganz hängt mit der Zweckmäßigkeit der Wissenschaft zusammen, alles verstehen zu wollen.“ Doch auch Schönheit und Ethik, bemerkt Murgia, ist den Wissenschaftlern während ihrer Arbeit nicht fremd. So erklärte einer der Experten ihr, zu einem Bild von zwei Galaxien, dass diese einen Tanz vollführen würden.

Als sie mit einem Genetiker zusammenarbeitete, antwortete dieser auf die Frage ob er sich wie Gott fühle: „Nein, denn ich zerstöre nur was ich auch wieder herstellen kann.“ Dies beeindruckte sie sehr.

Tim Parks, der britische Autor des Buches „Italian Neighbors“, wurde von diesem Projekt nicht im Geringsten verändert. „Ich hätte auch nicht erwartet, dass mich das Projekt verändern würde“, sagt er.

Ebenfalls hatte er kein Interesse daran, von persönlichen Erfahrungen zu berichten. Nach seinen Beobachtungen meint er die Verbindung von Wissenschaft und Religion in der Autorität zu sehen, die beide Bereiche über die Menschen hat. „Man gibt der Wissenschaft jene Autorität, die man auch der Religion gab“, meint er. Parks sieht auch, welche unterschiedlichen Bedürfnisse beides befriedigt: „In der Religion finden wir eine Allzweckformel, die uns Hoffnung für eine Zukunft und für die Ewigkeit gibt. Die Wissenschaft gibt uns Hoffnung, dass es tatsächlich irgendwann eine Formel geben wird, die uns eine Zukunft sichert.“ **(dhe)**

Chomsky, weise mir den Weg

Das Heidelberger Publikum stellte dem Amerikaner ungewöhnliche Fragen. Warum es gefährlich ist, eine intellektuelle Größe zu verehren



Foto: Malcolm Carpenter

Von Sonali Beher

Der wahre Höhepunkt des Nachmittags kündigte sich nicht lautstark an und hatte keinen eigenen Programmpunkt. Im Gegenteil – er schien viel eher als einleitender Anstoß vorgesehen; als Übergang zwischen dicht gepackter Lesung und polarisierendem Diskurs. Und doch war es gerade die erste Zuschauerfrage, die den denkwürdigen Moment des Nachmittags hervorrufen sollte. „Was raten Sie all jenen von uns, die keine finanzielle oder politische Macht haben und die Welt dennoch zu einem besseren Ort machen wollen?“, wollte ein Facebook-User von Noam Chomsky wissen.

„Was könnten wir tun, um wirkliche Veränderungen herbeizurufen?“ Die Frage war vertraut und nachvollziehbar; so schien sie die Gedanken vieler Anwesenden zu beschäftigen. Sie stand stellvertretend für das Gefühl der Machtlosigkeit, der Unfähigkeit, mit der wir uns immer dann vertraut machen, wenn wir wieder mal die Schreckensgeschichten der Welt kennenlernen.

„Wir befinden uns in einer der privilegiertesten Positionen der Welt“, brach der Politkritiker die Stille im Saal ernst, „wir haben nahezu unbegrenzte Möglichkeiten, etwas zu tun.“ Chomskys Antwort schien einen Nerv zu treffen – und das nicht zuletzt deshalb, weil sie eine Frage in ihrer Essenz aufdeckte, die symptomatisch für die Gesinnung unserer Kultur steht: Sie hegt den Wunsch nach einem Wegweiser; das Herbeisehnen der eigenen Ohnmacht. „Wie bekämpfen wir den IS?“ lautete die nächste Frage plump. Die Fragestellerin wirkte konzentriert und standhaft; ihre Fragestellung fast schon wie eine Aufforderung nach einer durchstrukturierten magischen Musterlösung. Nach Chomskys vorigem Appell, Probleme immer in ihrer Komplexität wahrzunehmen, schien sie das Unmögliche zu erwarten.

Gerade dieses Verhalten stach an diesem Nachmittag so heraus: Die Beziehung zwischen seinem präsentierten Inhalt und dessen eigentlichen Umsetzung durch das Publikum wirkte inkohärent. Die Marke „Chomsky“ ist eine Ode an das kritische Denken, an das konstante Hinterfragen jeder bestehenden Struktur, jeder gesprochenen Aussage und jeder einflussreichen Person. „Trauen Sie mir nicht, trauen Sie nur Ihrem Verstand“, betonte der Linguist erneut in einem Interview mit der *RNZ*.

> „Wie bekämpfen wir den IS?“

Chomsky könnte nicht mehr dazu aufrufen, kritisch und vor allem eigenständig zu denken, wenn er jedem einzelnen seiner Zuschauer mit einem Megafon begegnen würde. Und doch wird gerade dieser zentrale Punkt zur Seite geschoben; seine Aussagen als magische Antworten eines allwissenden Orakels gehandelt – es ist die Idolisierung eines Mannes, der vor Idolen warnt.

„Die Verantwortung der Intellektuellen ist es, die Wahrheit zu sagen und Lügen aufzudecken“, sagte der Amerikaner 1966. Während Chomsky diesem Statement treu geblieben ist, scheint ihm die Öffentlichkeit an diesem Punkt jedoch noch nicht loszulassen: „Moral judgement“ nennt der Linguist es in seinem neuen Bestseller „Wer beherrscht die Welt?“ – ein „moralisches Urteil“, dessen Fällung als die Arbeitsbeschreibung des Intellektuellen erachtet wird: Je erfolgreicher er ist, desto stärker werden die Antworten auf die Fragen unserer Zeit in seinem Kopf erwartet. Bei dem Politkritiker selbst scheinen diese mit dem Wort Gottes gleichgestellt zu werden.

So überrascht es nicht, dass die Werbetrommel für seine Ankunft in Heidelberg der Aufregung vor einem Papstbesuch glich. Und in gewisser Weise ist das ja auch nachvollziehbar: Von der *New York Times Book Review* als „wichtigster Intellektuelle der Gegenwart“ bezeichnet, ist Chomsky das leuchtende Vorbild liberalen Gedankenguts; der kritische Außenseiter inmitten einer politischen Kultur der Abhängigkeit. Seine Arbeit scheint in jedem geisteswissenschaftlichen Studiengang mindestens ein Mal Erwähnung zu finden; seine Aussagen zieren Poster von all jenen, die gleichermaßen ein politisches Statement setzen und Distinguiertheit suggerieren wollen.

> „Trauen Sie mir nicht“

Es ist also verständlich, dass seine Worte als gewichtig und gar orientierungsspendend erachtet werden. Doch die Stimmung in der Stadthalle überschritt die Grenze der Orientierungsfindung und ging kurzerhand in ein unreflektiertes Folgen über. Und die große Gefahr einer solchen Prophetenkultur ist die Rechtfertigung, die sie dem eigenen Ohnmachtsgefühl gibt: Das Privileg und das Recht der freien, kritischen Meinungsäußerung und der bürgerlichen Partizipation sind in ihrem Wert einzigartig, welcher jedoch gerade in dem Moment seine Attraktivität verliert, in dem ein „allwissende Guru“ einem die Mühe zur Ausführung des Rechts und damit die Verantwortung nimmt. Denn letztlich sind diese Werte nicht nur Rechte – sie sind Pflichten.

Es kann niemandem übelgenommen werden, wenn er sich inmitten politischer Umbrüche verloren fühlt. Wir leben in erschreckenden Zeiten und eine vernünftig klingende Stimme erscheint uns oftmals als die Rettung unserer eigenen. Doch gerade in solchen Zeiten ist Chomskys Motivation unabdingbar, wenn wir wirklich daran interessiert sind, gehört zu werden. „Sie fragen nie danach, was sie tun könnten“, erzählt der 87-Jährige über die Helfer, die er bei seiner Reise durch Flüchtlingslager kennenlernte, „sie tun es einfach.“

Analog im Anderswo

Beim OFF//FOTO-Festival zeigt der Kalamari Klub Fotografien aus aller Welt – von Istanbul bis Sandhausen


Foto: Simone Mörkur, Kalamari Klub



Foto: Yunus Sevinchan, Kalamari Klub

Groß hängt das Titelbild über der galerieeigenen Bar. Schwarz-weiß breitet sich die felsige Landschaft aus, wirkt etwas verschwommen, einsam – anderswo sein. Die Ausstellung „Being Elsewhere“ zeigt keine Reisefotografien – auch wenn die Bilder meistens auf Reisen geschossen wurden. Vielmehr stehen die Bedeutung, an anderen Orten zu sein, und der Zusammenhang von Identität und Ort im Fokus.

Im Rahmen des OFF//FOTO-Festivals stellt der Kalamari Klub, ein Zusammenschluss aus fotografiebegeisterten Künstlern, seine Werke aus. Die Bilder der sechs ausstellenden Künstler verbindet das Gefühl des Unterwegsseins.

Die Ausstellung zeigt Fotos, die alle mit analoger Technik hergestellt worden sind: Von der Idee über den Auslöser, die Entwicklung des Films und das Abziehen der Fotografien ist das Kunstwerk in Handarbeit entstanden.

Unterwegs auf einer Wander-Reise durch Island machte Simone Magaard ihre Aufnahmen mit einer selbstgebauten Kleinbild-Lochkamera. Auf den Pfaden seiner Familie fand Nicolas Reinhart auf Ellis Islands seine Motive, die er mit der alten Kamera seines Großvaters fotografierte, dessen Familie damals in die USA emigrierte und auf Ellis Island landete. Weg von der modernen, digitalen Fotografie kam Micha Steinwachs während eines Auslandsaufenthaltes in den USA. Das Geschenk einer alten Kamera brachte ihn dazu, den Verlauf der technischen Fotografiegeschichte rückwärts nachzuverfolgen.

So entstanden Fotos von einem Café in den USA, von Istanbul, einsamen Landschaften – und dem Fußballstadion in Sandhausen.

„Die weitere Besonderheit der Ausstellung besteht darin, eine „Pop-up Gallerie“ in leerstehenden Gebäuden errichtet zu haben, ein ‚OFF-space‘ durch den Namen des Festivals inspiriert“, erzählt Künstler Max P. Martin. In dem großen leeren Raum haben die Künstler extra weiße Wände eingezogen, um diesen galeriefähig zu machen. Die Fotografien hängen in schwarzen Bilderrahmen an den Wänden. Die Schlichtheit der Farben lässt den Ausstellungsraum sehr stilvoll wirken. Gleichzeitig wirkt dieser aber auch sehr jung: Holzfarbene Sprungkästen aus der Turnhalle, Medizinbälle und gemütliche Oma-Sessel laden zum Sitzen um kleine Tische ein. Dieser Mix aus kühler Eleganz mit einem Vintage Touch und Wohlfühlflair macht die Galerie zu einem großen Wohnzimmer. An der Bar können Besucher und Künstler zusammen anstoßen.

> „Da haben wir den Kalamari Klub aus dem Keller geholt“

Die schwarz-weißen Fotografien unterscheiden sich trotz der Schlichtheit der Farben: mal zeigen sich neblige und mystische Landschaften auf den Arbeiten, ganz unverschwommen liest der Betrachter das Graffitti auf einer Häuserwand: This is Paradise. Trotz der Abbildung der modernen Welt erwecken die Bilder beim Betrachter nostalgische Gefühle.

Freitags begleitet die Ausstellung ein musikalisches Programm, für das „Wohnzimmerkonzert-Feeling“, wie Micha Steinwachs es nennt. Um den Besuchern den Zugang zu analoger Fotografie abwechslungsreich zu präsentieren, bietet der Kalamari Klub neben der Ausstellung und den Konzerten auch zu Workshops über Dunkelkammerarbeit oder über die Cyanotopie-Entwicklung an.

Getroffen haben sich die Künstler zufällig in der Dunkelkammer im Keller des Karlstorbahnhofes. Im Frühjahr 2016 gründeten sie den Kalamari Klub. Erste Erfahrungen bei der Ausstellung ihrer Fotografien sammelten sie im Juni in der WOW-Galerie. „Da haben wir den Kalamari Klub aus dem Keller geholt“, fügt Martin hinzu. Das Ergebnis lässt sich sehen. **(led)**

Von Ärgernissen und Genügsamkeit

220 Seiten Partitur statt Ein-Mann-Band: Get Well Soon kleidete im Nationaltheater Mannheim ihr Album „Vexations“ in sinfonischem Gewand. Ein Gespräch über Stoizismus, Zitate und den Tod



Fotos: mov

Nach der Probe: Konstantin Gropper und seine Schwester, die Sängerin Verena Gropper

Begonnen hast Du als Einmann-Band im WG-Zimmer. Nun steht Ihr mit vollbesetztem Sinfonieorchester auf der Bühne. Wie ist das denn passiert?

Konstantin Gropper: Das war die Idee von Jan Dvořák, dem Chefdramaturgen: Pop an die Oper zu holen. In der Reihe werden Alben von Künstlern für Orchester arrangiert. Ich hatte nur das Glück, dass ich der erste war, den er gefragt hat.

Verena Gropper: Wir haben mit Get Well Soon schon ein paar Konzerte mit Orchester gespielt. Aber immer auch mit Band. Jetzt ist die Idee, alle Instrumente zu übersetzen.

K.G.: Ich kann's mir immer noch nicht ganz vorstellen.

Fällt es Dir leicht, so viel aus der Hand zu geben?

K.G.: Schwierig. Ich mach' das eigentlich nicht so gerne. Aber in dem Fall wäre es anders gar nicht möglich gewesen. Das Projekt kann nur stattfinden, indem ich aus der Hand gebe. Allein das Arrangment hätte ich nicht so schreiben können – oder zumindest nicht so schnell. Das ist spannend. Es ist zwar irgendwo noch meine Musik, aber trotzdem ganz neu für mich.

Seit Januar wart ihr mit dem neuen Album „Love“ auf Tour. Wieso wurde hier das zweite Album ausgewählt?

K.G.: Alles ganz schön alte Kamellen *(lacht)*. Aber es macht Sinn, weil das im Original schon relativ orchestral ist und am ehesten von klassischer Musik beeinflusst ist. „Vexations“ hat eh diesen großen Klang. Das gibt das Material schon her.

Hat sich mit der Zeit die Perspektive darauf geändert?

V.G.: Ich war überrascht wie gut es ist *(lacht)*! Ohne Witz, ich habe es total lange nicht mehr gehört. Und mir ist aufgefallen wie viel wir von dem Album live ständig noch spielen.

K.G.: Das stimmt!

Wonach entscheidet sich das?

V.G.: Wir spielen, worauf wir Lust haben. Inhaltlich ist das gar nicht so durchdacht. Dann eher vom musikalischen Stil her.



Wie ist es, sich inhaltlich wieder mit dem Album auseinanderzusetzen? Da gibt es ja durchaus eine Linie.

K.G.: Ja, interessant… *(stockt)* ganz schön düster ist das!

V.G.: Wenn man das Aktuelle dagegen hält, auf jeden Fall.

K.G.: Ja, aber auch, was dahinter steht. Das ist alles ganz schön ernst. Aber das war dann wohl damals so. *(grinst)*

In den Besprechungen wurde verbreitet, es sei ein „Konzeptalbum über Stoizismus“. Stimmt das?

K.G.: So ganz darauf kann man es nicht runter brechen. Aber das ist ein größerer Teil davon. Das hab' ich vielleicht irgendwann mal gesagt und es wurde dann abgeschrieben. An sich geht's darum, sich selbst und Dinge nicht so ganz wichtig zu nehmen.

Und wieso hast Du dem Album den Titel „Vexations“ zugeordnet?

K.G.: Es gibt ein Klavierstück von Satie, das heißt „Vexations“. Das klingt auch an. Und ich fand das Wort sehr schön, „Ärgernisse“. Darum geht es ja auch: Um die Dinge, die auf einen einwirken. Dass man sich den ganzen Tag über Sachen ärgern könnte, wenn man wollte, alles wahnsinnig schlimm finden könnte. Oder man kann's auch lassen.

V.G.: Und wer es lassen kann, der ist Stoiker.

Kann man's lassen?

V.G.: Da musst du einen Stoiker fragen. Ich kann's nicht.

K.G.: Ich kann's auch nicht immer. Aber meistens ist es, glaub ich, eine gute Idee.

In der Stoa betrifft das aber nicht nur Ärgernisse sondern auch die positiven Piken.

K.G.: Man darf nichts so richtig gut finden, klar. Ich glaube aber, dass das Stoische wahrscheinlich vom Konzept her zu einem einigermaßen glücklichen Leben führt. Da muss man halt in Kauf nehmen, dass es nicht ganz so dramatisch zu geht. Aber letztendlich ist man dann nicht so bipolar. Das ist eher eine sehr ruhige Sache.

Wie genau beginnst Du mit so einem Album?

K.G.: Ich hab schon am Anfang immer eine Idee, ein Konzept, damit ich mich nicht verzettle. Da gibt's ein Thema und einen Überbau und dann mach ich eine Art Stoff-Sammlung. Im Prinzip ist es wie eine Hausarbeitzu schreiben. Irgendwann hab ich meine Themen und meine Zitate und baue daraus zusammen.

Es ist also eine Form des ständigen Zitierens?

K.G.: Auf diesem Album sehr extrem, ja. Es sind tatsächlich fast nur Zitate. Musikalisch wie textlich. Das Zitieren war ein Weg, mich selbst aus dem Zentrum rauszunehmen. Das war in Kombination mit Stoizismus das Konzept: Dass es nicht um mich als Person geht. Es ging mir darum, Dinge weniger wichtig zu nehmen.

Aber es stecken doch ziemlich gewichtige Themen darin.

K.G.: Ja, habe ich gemerkt *(schmunzelt)*. Es geht ziemlich viel um den Tod. So etwas merke ich dann aber auch immer erst hinterher. Ich weiß nicht, warum. Es gab, glaub ich, keinen konkreten Anlass dafür.

Was Du beschreibst ist erstmal eine sehr handwerkliche Herangehensweise. Wo setzt die Kreativität ein?

K.G.: Es ist ja dann doch keine wissenschaftliche Arbeit. Es ist Kunst. Und deshalb kann ich auch machen was ich will mit den Zitaten. Die kann ich aneinanderreihen, wie ich will; so, dass es für mich Sinn ergibt. Letztendlich will ich ja etwas damit sagen. Ich sammle die Zitate nicht, weil ich denke: Die klingen gut. Sondern weil sie für mich einen Sinn ergeben. Und dadurch, dass ich sie neu collagiere ergeben sie vielleicht einen anderen Sinn.

Möchtest Du, dass das enträtselt wird? Oder darf es einfach so stehen, wie es eben klingt?

K.G.: Ich benutze eine sehr bildhafte Sprache. Der große Vorteil davon ist, dass jeder selbst was daraus machen kann. Das find ich als Hörer auch besser. Ich will dann nicht immer ganz so genau wissen, was gemeint ist.

V.G.: Deswegen verbinden ja Menschen mit bestimmten Songs irgendwas. Weil sie sich davon angesprochen fühlen. Da ist dann vielleicht weniger wichtig, wie es ursprünglich gemeint war.

K.G.: Ist auch teilweise interessant, was die Leute rauslesen. Das kann sehr weit weg sein von dem, was ich ursprünglich beim Schreiben gedacht habe. Aber es ist ja eigentlich schön, wenn es trotzdem funktioniert.

Das Interview führte Christina Deinsberger.

Über Menschen

Mit A.D.A.M. begibt sich die Anglistische Schauspielgruppe auf Frankensteins Spuren



Foto: Hanna Green

Mit der Schöpfung von A.D.A.M. versucht Viktor Stone (sitzend) wieder Kontrolle über sein Leben zu erlangen

Nachdem sein letztes IT-Projekt einen weltweiten Börsencrash verursachte, ist Viktor Stone auf der verzweifelten Suche nach einem neuen. Der Roboter „A.D.A.M.“ ist zwar ein Durchbruch in Sachen künstlicher Intelligenz, überschattet aber bald seinen eben doch nur menschlichen Schöpfer. Für Viktor gibt es daher ein böses Erwachen, als sein Roboter plötzlich verdächtig tiefgründige Fragen stellt.

Das Stück wurde von einem englischen Studenten namens Lewis Wood geschrieben, der es unter anderem auf dem Edinburgh Fringe Kulturfestival aufführen ließ. So kam es dann auch zu der Regisseurin Franziska Kirchholtes, deren Regie-Ehrgeiz gepackt war.

Sie fasst den Inhalt des Stücks wie folgt zusammen: Hat ein Computer eine Seele oder nicht? Ich habe etwas erschaffen, ist es dann meins? Gleichzeitig fügt sie ein neues Motiv ein, den Kontrollzwang, dem Viktor nicht einmal mit Hilfe seiner Psychologin entkommen kann.

Die Umsetzung ist Franziska durchaus gut gelungen, das minimalistische Bühnenbild unterstreicht das Geschehen und geht Hand in Hand mit der Doppelbesetzung der Nebencharaktere. Die Zwangsstörung steht immer wieder im Vordergrund, was der Darsteller Maximilian Kleist gut zur Geltung bringt. Auch der Schauspieler Dennis Massmann (A.D.A.M.) überzeugt.

Fragwürdig ist lediglich die Bezeichnung als moderner Frankenstein. Der schicksalhafte Verlauf ist sicher entnommen und dennoch kann es dem Titel nicht ganz gerecht werden. So wurde der Spannungsbogen vom Geschehen nach der Schöpfung auf den Schöpfungsprozess verlagert. Auch hinkt die Vergleichbarkeit von einem zusammengebastelten Menschen und einem hinterfragenden Roboter ein wenig. Gleichwohl sind beide „Monster“ einsam und wenden sich in ihrer Verzweiflung an ihren Schöpfer, der ihnen gegenüber versagt. Nur geht Frankenstein deutlich tiefer als die Frage, ob man etwas erschaffen darf und inwiefern man für das Schicksal seiner Kreation verantwortlich ist. Im Zentrum steht, was eigentlich Menschlichkeit ist, und ob man nicht seinem Äußeren nach unmenschlich und seinem Inneren nach äußerst menschlich sein kann. Diesen Gedanken greift das Stück nicht auf und auch der Roboter bleibt in seinen Motiven und Denkweisen fragmentarisch. Die Handlung wird so beschleunigt, dass diese Frage sich nicht mehr stellen kann.

Auch wenn A.D.A.M. so ein wenig Tiefgang einbüßt, ist es sehenswert, da es einige Fragen aufwirft und sich insbesondere durch Humor auszeichnet. Über ihre Charaktere äußerte Franziska, dass es keine fertigen Menschen, sondern lediglich jugendliche Studenten sein sollen. Man sollte ihnen eine Chance geben. **(sbu)**

„Hasta la Vista, Baby“

Das Filmfestival Mannheim-Heidelberg bietet Filme für jeden Geschmack. Ein Wegweiser

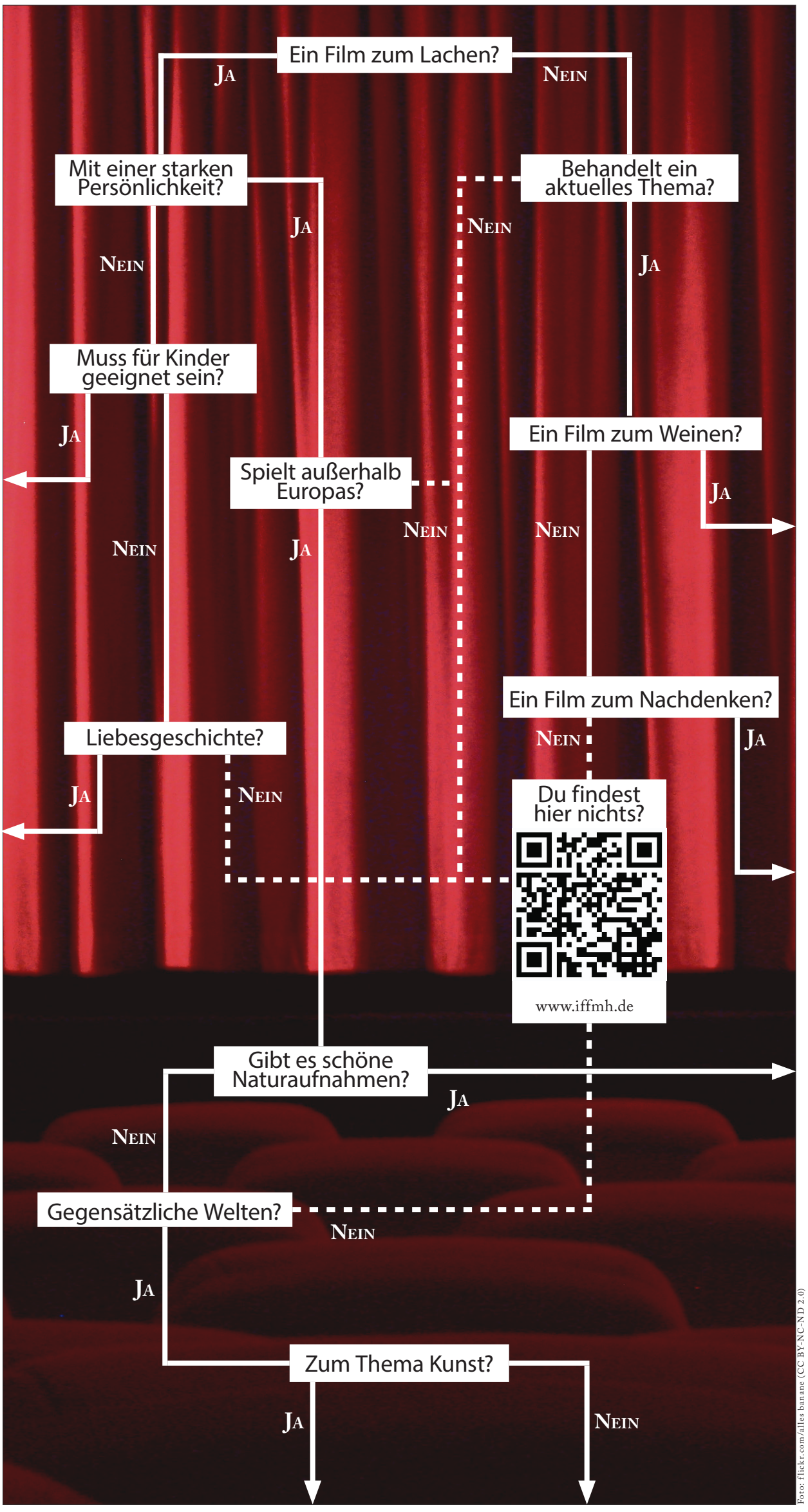


Foto: flickr.com/alles banane (CC BY-NC-ND 2.0)

Meister Frosch
Sita liebt Tiere über alles. Besonders interessiert sie sich für Frösche. Als das junge Mädchen ihr aktuelles Lieblingstier jedoch vor ihrer Klasse vorstellt, beginnt ihr Lehrer sich seltsam zu verhalten. Schnell wird klar, er hat ein großes Geheimnis: Er verwandelt sich in einen Frosch, wenn er an die grünen Amphibien denkt. Als wäre das nicht schon schlimm genug, taucht ein neuer Rektor an der Schule auf: Herr Storch. Der Name ist Programm und dem sympathischen Lehrer steht plötzlich sein natürlicher Feind gegenüber. Sita und ihre Mitschüler unterstützen ihren Lehrer tatkräftig dabei, sich gegen den Rektor zu wehren, wobei es zu vielen lustigen Szenen kommt.

Doch der erwachsene Zuschauer wird auch nachdenklich. Denn die kleine Sita muss oft die Verantwortung für die Erwachsenen in ihrer Umgebung übernehmen. Sei es für ihren Lehrer oder ihre chaotische Mutter. Die Einsamkeit des Mädchens wird beim Anschauen spürbar. Die schönen Bilder von Natur und Tieren lassen jedoch auch eine heitere Stimmung aufkommen. Damit ist der Film etwas für alle, die sich ein kurze Auszeit vom Erwachsensein gönnen möchten. Der kleine Abstecher in eine Welt, in der klar ist, wer der Böse ist und wie man ihn besiegt, tut auch den Erwachsenen gut. **(leh)**
Nächste Vorstellung: 16.11., MA

Love and Other Catastrophes
Mechaniker Frederick fällt aus allen Wolken, als ihm seine 40-jährige Ehefrau Rosa gesteht, dass sie schwanger ist. Er hatte die Familienplanung eigentlich für abgeschlossen gehalten. Er überredet sie zu einer Abtreibung. Doch es kommt noch schlimmer. Sonja, seine heimliche Geliebte, ist ebenfalls schwanger. Was er nicht weiß: Rosa ist Sonjas Therapeutin und rät ihr, das Baby zu behalten. Es dauert eine Weile, bis die Frauen erkennen, dass sie beide mit Frederick zusammen sind. Rosa fordert die Scheidung und zieht aus dem gemeinsamen Haus aus.

„Love and Other Catastrophes“ zeigt, wie das Paar mit der Situation umgeht. Lacher provoziert der Film vor allem durch Situationskomik und witzige Dialoge („Du bist 16, du trägst noch T-Shirts, da hat man noch keine Ahnung“). Trotz der bekannten Thematik ist der Film originell und überraschend. Vor allem überzeugt das unaufgeregte Schauspiel der Hauptdarstellenden. Die Figuren sind authentisch.

Unpoetisch wird von ihren Gefühlen erzählt. Auch die lange explizite Sexszene in der Mitte des Films weist wenig Romantik auf. „Love and Other Catastrophes“ ist eine gelungene Mischung aus Drama und Komödie mit einem positiven, lebensnahen Ende. **(hlp)**
Nächste Vorstellung: 16.11., MA

Road to Istanbul
Elisabeth und ihre 18-jährige Tochter Elodie leben abgeschieden an einem See in Belgien. Die Beziehung der beiden scheint konfliktreich zu sein, doch davon bekommt der Zuschauer nur Eindrücke. Elodie filmt heimlich ein Video, in dem sie von ihrer Konversion zum Islam berichtet. Als die Tochter verschwindet, weiß der Zuschauer somit zunächst mehr als die Mutter.

Ab dem Zeitpunkt, an dem Elisabeth von der Polizei erfährt, dass ihre Tochter in der Türkei ist und plant, in Syrien auf der Seite der Islamisten zu kämpfen, wird die Geschichte aus der Perspektive der Mutter erzählt. Man wartet mit ihr auf Lebenszeichen der Tochter und schaut zu, wie sie versucht, ihren Alltag zu bewältigen. Schließlich beschließt sie, in die Türkei zu reisen, um Elodie zurückzuholen. Die Mimik und Körpersprache der Hauptdarstellerin Astrid Whettnall sowie die ästhetisch gefilmten Aufnahmen der Landschaften in Belgien und der Türkei tragen die Narration hauptsächlich. Auf die größeren Zusammenhänge des Syrienkonflikts geht der Film nur am Rande ein. Der Fokus liegt auf der Reise von Elisabeth und weniger auf den Beweggründen der Tochter. Am Ende stellt sich die Frage, ob der physische Weg zu Elodie vielleicht der einfache Teil war. **(ljt)**
Nächste Vorstellung: 20.11., HD

Mara'akame's Dream
Was tun, wenn man an einem Ort aufwächst, an dem man sich eigentlich nicht heimisch fühlt? Für den jungen Huichol-Indianer Niereme ist das keine einfache Situation. Statt sich den Stammesritualen zu widmen, möchte der Sohn eines Schamanen viel lieber mit seiner Band auf der Bühne stehen – in Mexico City, wo das Leben pulsiert und die „Halbblut-Frauen“, wie sie vom Stamm genannt werden, mit ihren Reizen locken. Diesen Gegensatz von ritueller Naturnähe und urbanem Treiben arbeitet der Film in starken Szenen heraus: Etwa, wenn sich Niereme auf Anordnung des Vaters einen Wolf (aus Holz) schnitzt und so seinen Auftritt verpasst. Zwar verschlägt es den Jungen bald in die Stadt, doch dort erwarten ihn Kriminalität und Prostitution. Der Film illustriert die von Gegensätzen geprägte Vater-Sohn-Beziehung detailliert, bleibt in diesem Dualismus jedoch ein wenig vorhersehbar und verpasst es, beim Zuschauer jene tiefergehenden Emotionen zu evozieren, die der Stoff zweifellos hergeben würde. Ein Grund hierfür ist die etwas unausbalancierte Komposition von Schicksalen und Konflikten – etwa der Sorge einer Prostituierten um ihren Sohn oder dem Kampf der Indianer um ihr Land –, denen der Film in seinem bedächtigen Erzähltempo nicht in alle Facetten hinein nachspüren kann. **(jkl)**
Nächste Vorstellung: 20.11., HD

The Distinguished Citizen
Der frisch gekürte Literaturnobelpreisträger nimmt den Preis nur widerwillig an. In seiner Rede erklärt Daniel Montovani, die Auszeichnung zeige, dass sein Werk zu angenehm sei und zu wenig verstöre – was dem Kunstwerk wiederum seine Daseinsberechtigung nehme. Der in Spanien lebende Schriftsteller wehrt sich vehement gegen den Ruhm, der ihm entgegenschlägt. Die einzige Einladung, der er nachkommt, ist die aus seinem argentinischen Heimatdorf Salas. Obwohl all seine Erzählungen an diesem Ort spielen, ist er seit 40 Jahren nicht dort gewesen. Nun kehrt er zurück und die Begegnungen mit den Menschen lassen Unterschiede hervortreten: Sie, die Dagebliebenen, stehen staunend da, während er, der Kosmopolit, sich durch das Dorf bewegt. Für die argentinischen Dorfbewohner sind seine Figuren Fiktion gewordene Wirklichkeit, für ihn Wirklichkeit gewordene Fiktion. „Es ist egal, was der Künstler wollte“, so Daniel. Es komme allein darauf an, was das Kunstwerk im Menschen auslöse. Dieser Film löst eine Menge aus. Er ist mal witzig-unterhaltend, mal ironisch-verstörend und immer fragend. Wie ist ein Schriftsteller? Was ist die Bedeutung von Kunst? Gibt es überhaupt so etwas wie Realität? The Distinguished Citizen gibt ein paar Antworten – letztendlich liegt es aber an den Zuschauenden, sie zu finden. **(ams)**
Nächste Vorstellung: 20.11., HD

Lost in Armenia
Eigentlich will der französische Schauspieler Bolzec nur zurück zu seiner Frau nach Paris. Doch als sein Taxi auf dem Weg zum Flughafen liegenbliebt und der Fahrer türmt, führt ihn der Weg notgedrungen in die armenische Provinz. Kein Handyempfang, kein Strom und niemand, der den Franzosen versteht. Verständigungsprobleme sind bei weitem kein neues humoristisches Element auf der Kinoleinwand; in „Lost in Armenia“ sind sie Herzstück für den urkomischen Charakter des Films. Da die armenische Dorfbevölkerung nur spärlich untertitelt wird, stellt sich der Zuschauer oftmals dieselben Fragen wie Bolzec: Warum verehrt ihn die Dorfbevölkerung wie einen Heiligen? Welche Rolle spielt dabei die Stadt Grenoble, auf welche die Armenier immer wieder verweisen? In diesem Verwirrspiel erlebt der Zuschauer herrliche Momente ironischer Situationskomik. Und während die Dorfbewohner von allen Seiten an Bolzec zerren, ihrem unfreiwilligen Gast auf höchst charmante und einfallsreiche Art das Geld aus der Tasche ziehen und ihn ihre Stromrechnungen begleichen lassen, fühlt sich Bolzec in der fremden, aber durchaus gefährlichen Welt zunehmend wohler. Denn im Hintergrund des frischen und befreiten Humors ist der brisante Konflikt zwischen Armenien und Aserbaidschan stets unterschwellig präsent. **(jkl)**
Nächste Vorstellung: 20.11., HD

Sprechen über den Tod

... mit Anke Carver, Gründerin der „Spirit Hunters“

Wie sind Sie zum Beruf der paranormalen Ermittlerin gekommen?

Wir alle im Team sind durch Erlebnisse in der Vergangenheit zu diesem Beruf gekommen. Natürlich war es bei jedem Mitglied ein anderer Hintergrund, der uns letztlich aber zusammengeführt hat – sei es der Tod eines Familienmitglieds oder andere Erfahrungen mit dem Jenseits.



Foto: privat

Welche Anliegen begegnen Ihnen bei Ihren Kunden am häufigsten?

Häufig melden sie unerklärliche Geräusche oder Stimmen, haben das Gefühl beobachtet zu werden oder nehmen Gerüche, Schattensichtungen und Schritte wahr, die sie sich nicht erklären können und sie somit zur Suche nach Rat und Hilfe veranlassen.

Wie kann man sich eine „Session“ vorstellen? Wie sieht der Austausch mit den Verstorbenen aus?

Wir setzen bei den Sessions verschiedenste Geräte ein. Wir – und viele andere Teams – haben mit der Zeit erforscht, dass sich solche Phänomene durch mehrere Anzeichen ausdrücken: So werden zum Beispiel elektromagnetische Felder auf speziellen Messgeräten aufgenommen, unbekannte Stimmen auf den Diktiergeräten aufgezeichnet oder Kälteerscheinungen und auch Berührungen und spontane Emotionen wahrgenommen. Medial veranlagte Menschen empfangen mitunter Bilder, Farben, Gerüche oder auch Emotionen, durch die sich die Verstorbenen mitteilen.

Werden Sie aufgrund Ihrer Tätigkeit mit gesellschaftlichen Stigmata konfrontiert?

Ja und Nein. Deutschland ist ein sehr skeptisches Land – nach dem Motto: „Ich glaube, was ich sehe“. Viele können sich nicht vorstellen, dass die Energie eines Menschen nach dem Tode weiterbesteht. Man kann hierzu eine Gegenfrage stellen: Warum glauben Menschen an einen Gott, den sie selbst noch nie gesehen haben? Der Geisterglaube ist in vielen Kulturen nach wie vor präsent – das darf man nicht ignorieren. Dennoch bekommen wir aber auch sehr viele positive Rückmeldungen – es scheint sogar ein wachsendes Interesse, ein Umschwung erkennbar zu werden: Die Menschen werden offener.

Inwiefern hat Ihre Tätigkeit als paranormale Ermittlerin Ihre Ansicht über den Tod beeinflusst?

Durch unsere Tätigkeit sehen wir den Tod nicht als das Ende. Vielmehr sind wir jederzeit von jenen umgeben, die zwar physisch nicht mehr unter uns sind, aber deren Energie uns nach wie vor begleitet.

Welches paranormale Erlebnis bleibt Ihnen besonders im Gedächtnis?

Wir nehmen eigentlich von jeder Untersuchung etwas Faszinierendes mit. Besonders war, dass uns ein Mädchen seinen Namen auf dem Diktiergerät mitgeteilt hatte, den wir mit den eigenen Ohren nicht hören konnten.

Das Gespräch führte Sonali Beher.

Alltag im Maximum

Das Kurpfälzische Museum präsentiert noch bis Januar zeitgenössische Momentaufnahmen im Großformat aus der Sammlung der MLP

Unbeobachtet und natürlich präsentieren sich die Bildmotive Beat Streulis in der aktuellen Sonderausstellung des Kurpfälzischen Museums. Seine großformatig aufgezogenen Fotografien eröffnen den Ausstellungsraum und fesseln mit ganz privaten Einblicken. Was er fotografiert ist nichts Außergewöhnliches. Keine Berühmtheiten oder sensationellen Ereignisse.

Es sind Ansichten von Studenten in alltäglichen Situationen, unbeobachtet im Close-Up durch ein Teleobjektiv aufgenommen: Warten an der Ampel oder ein Blick auf das Handy. Dennoch fesseln sie den Blick mithilfe der Entspanntheit, die diese Momentaufnahmen austrahlen. Zugleich integriert die Größe der Präsentation den Betrachter in die Situation und gibt ihm ein Gefühl der Zugehörigkeit.

Nicht nur die Werke Streulis, auch die weiteren 36 Bilder der acht ausgestellten Künstler zeigen in der Ausstellung „Weitsicht“ bis zum 29. Januar 2017 auf den ersten Blick simple und zur Ruhe gekommene Motive aus dem Alltag. Eine Weitsicht auf die Situationen soll durch die Größe der Aufspannung geschaffen werden und neue Denkräume schaffen. Bereitgestellt wurden die von Barbara Huygen kuratierten Kunstwerke aus der Sammlung des Finanzdienstleisters MLP.

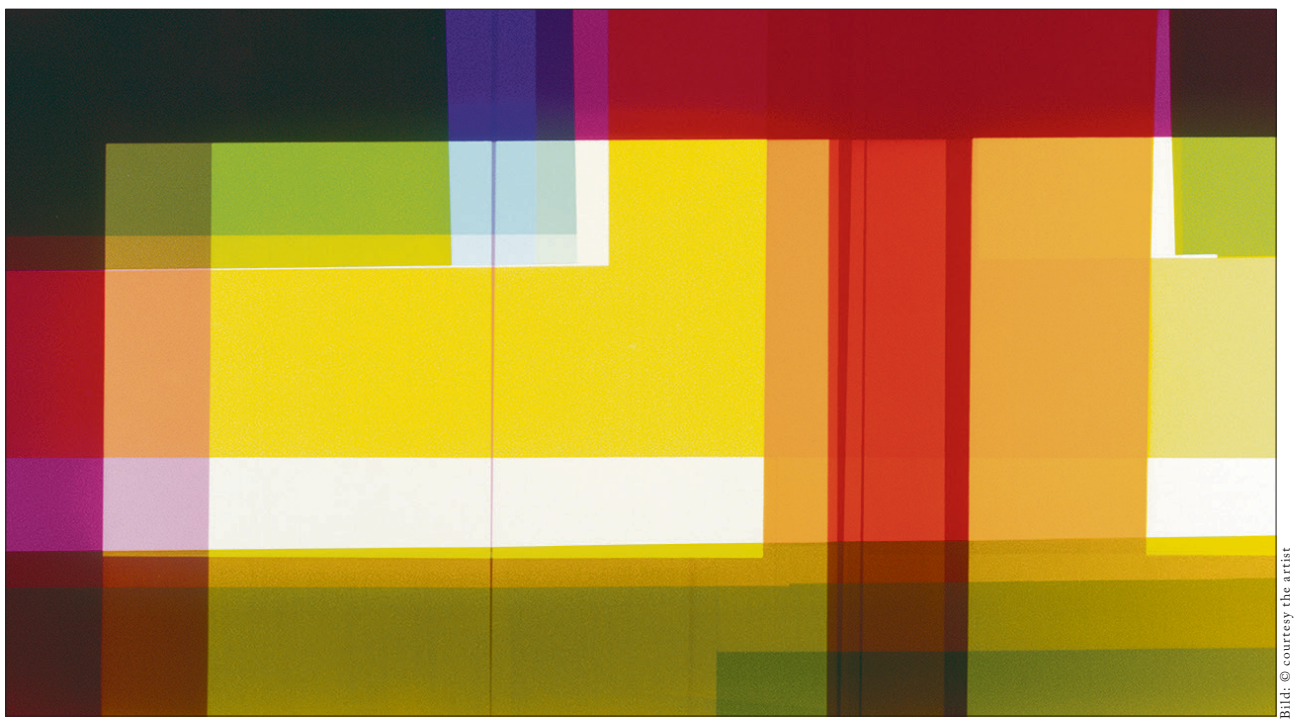


Bild: © courtesy the artist

Hanno Otten: „Lichtbild 149“ (2003), C-Print

Deren erleuchteter MLP-Turm ist Blickfang in Andreas Gurskys Fotomontage „Heidelberg Ost“ (1993). Auch dieses Bild strahlt durch die gedeckte Farbgestaltung mit wenigen erleuchteten Spotlights tiefe Ruhe bei der Ansicht auf den Emmerts-grund aus. Erst auf den zweiten Blick fällt auf, dass die dargestellte Skyline jedoch nicht in Heidelberg zu finden ist. Gursky montierte geschickt verschiedene einprägsame Blickfänge aus den urbanen Stadtteilen Heidelbergs zu einer ins Dunkel der Nacht getauchten Großstadt-Ansicht.

Anschließend ist Günther Förg mit Architekturansichten im Stile des Bauhaus vertreten und Candida Höfer, die in ihren Werken strenge und leere Bibliotheksräume präsentiert. Einer wesentlich abstrakteren Form der Fotografie widmet sich Hanno Otten in seinen Lichtbildern, indem er mit der Wirkung verschiedener Farbkombinationen spielt. Besuchermagnet der Ausstellung ist das Werk der Joseph Beuys Schülerin Ulrike Rosenbach. Sie platzierte sich ebenbürtig in Warhols „Double Elvis“ und das bereits im Jahr 1969, womit sie ein feministisches Zeichen setzte.

Literarische Denkräume eröffnet das „Schriftbild 1“ von Astrid Klein. Sie zog eine Notiz des Schriftstellers Oscar Wilde auf Plexiglas auf, wodurch die Schriftzüge einen Schatten auf den Untergrund werfen. Sie symbolisieren die Schattenseiten, die der Schriftsteller aufgrund seiner Homosexualität erleben musste.

Zum Schluss der Ausstellung spielt erneut Andreas Gursky mit der Technik der Fotomontage. Er gibt dem Betrachter die Buchseiten 687 und 753 aus Robert Musils „Der Mann ohne Eigenschaften“ zu lesen, jedoch veränderte er die Wortfolge.

Mithilfe dieser beiden Werke wird die Weitsicht auf neue Denkweisen dem Besucher wohl am zugänglichsten gemacht, da er sich aktiv die Werke erarbeiten muss.

Unter den restlichen namenhaften Künstlern fällt es wesentlich schwerer, dem Leitgedanken des Ausstellungskonzepts zu folgen.

Hierbei soll wohl das vielfältige Rahmenprogramm mit Sonderführungen und Künstlergesprächen dem Besucher den Zugang zu den Kunstwerken erleichtern. **(mak)**

Beurlaubt

Luft oder Louvre: Sollten Studenten auf Reisen ins Museum gehen?

Pro

Studierende, die ihren wohlverdienten Urlaub in Museen verbringen, wollen nur ihr ach so akademisches Selbstbild pflegen und sich dem durchschnittlichen Pauschaltouristen überlegen fühlen. Dieses Klischee über museumswütige Studierende ist, wie alle Klischees, sicher nicht völlig unberechtigt. Doch es sollte keinen Studierenden davon abhalten, auf Reisen auch den Blick in ein Museum zu wagen.

Denn entgegen ihrem oft langweiligen Ruf bieten viele Museen verschiedene, vielfältige und interaktive Konzepte. Im Universum in Bremen können die Besucher zum Beispiel durch eine Gebärmutter laufen und in Hamburg kann man an verschiedenen Computern die Entwicklung von Videospielen nachvollziehen, indem man sie spielt. Aber auch klassische Ausstellungen können spannend sein. Eines der Bilder, die man bisher nur als Nachdrucke kannte plötzlich im Original zu sehen, kann beeindrucken. Die Orte besonderer historischer Ereignisse zu besuchen und mit den Ausstellungsstücken der vergangenen Zeit nachzuspüren, hilft neue Eindrücke zu vermitteln.

Dabei kann man viele Informationen durch das Anschauen und Erleben aufnehmen und einmal nicht durch einen trockenen Text, den man in einer schlecht geheizten Bibliothek liest. Der unmittelbare Eindruck des Ausgestellten lässt einen das Wissen mit einem Erlebnis, einer Emotion verbinden. Mit diesen Eindrücken nimmt man etwas von der Kultur und Geschichte des Ortes mit, was sicher länger hält und nützlicher ist als die Mitbringsel aus dem Souvenirladen.



Foto: flickr.com/Denis McLaughlin (CC BY-SA 2.0)

Wenn Studierende auf Reisen also gern Museen besuchen, ist das kein Zeichen von akademischer Arroganz, sondern eines von lebendiger Neugier und dem Willen, sich auf ein Stück Geschichte und Kultur des Ortes einzulassen, den sie besuchen.

Von Esther Lehnardt

Contra

Als Student ist es unbestreitbar wichtig, ab und an zu verreisen: Einerseits muss man sich vom stressigen Unialltag erholen. Andererseits gibt es keine bessere Möglichkeit, den eigenen kulturellen Horizont zu erweitern. Aus genau diesen Gründen sollte man vom Museumsbesuch im Urlaub aber besser absehen. Denn nichts stresst mehr als im völlig überfüllten Louvre, MoMA oder Guggenheim zwischen hunderten Selfiesticks das eine berühmte Gemälde zu erspähen, welches dann auf wundersame Weise eine erhellende Wirkung auf den Betrachter ausüben soll. Diese alten Meister oder hochgelobten „up-and-coming artists“ haben einem dann gefälligst zu gefallen, schließlich sind sie sehr teuer und wahlweise sehr alt oder sehr modern. Während man innerlich teilnahmslos etwas über die Pinselführung faselt, hätte man sich am Strand oder im Stadtpark deutlich effektiver erholt.

Um Kunst und Kultur zu genießen, könnte man den Eintritt für die Galerien und Sammlungen doch besser in ein Straßenbahnticket zu den schönsten Street Art-Projekten der Stadt investieren. So sitzt man nicht mit lauter Touristen im Shuttlebus zum Völkerkundemuseum, in dem man eine angestaubte Version der Kultur des Landes durch Vitrinen betrachtet, sondern kommt in den unmittelbaren Kontakt mit den Bewohnern des Reiseziels. Dem überteuerten Standardessen des Museumscafés entkommt man auf diese Weise auch und abseits der Reiseführer-Routen findet man so die authentische, lokale Küche.

Wer trotzdem nicht auf Museumsbesuche verzichten möchte, sollte sich einmal in der heimischen Museumslandschaft umsehen. Denn im Gegensatz zu den „Must-See“-Museen in New York und Co. gibt es in den Heidelberger Museen keine weltberühmten Gemälde, aber auch keine Heerscharen von knipsenden Touris oder eine allgemeingültige Deutungshoheit der Exponate.

Von Johanna Famulok

Wohin mit dem Teebeutel?

Oft hilft der Blick von außen, um sich selbst besser zu verstehen. Eine Austauschstudentin aus Manchester lernt Heidelberg kennen



Foto: Flickr.com/David McKelvey (CC BY-NC-ND 2.0)

MediaCityUK in Salford Quays: Das Heim des BBC Philharmonic Orchestra

Wenn man sich dazu entscheidet, ein Jahr im Ausland zu verbringen, erwartet man, sich anpassen zu müssen. Als Engländerin gibt es bestimmte Sachen, an die ich mich gewöhnen muss.

Wenn ich die Straße überquere, muss ich links, nicht rechts schauen und obwohl ich seit einem Monat hier bin, schaue ich noch rechts. Natürlich gibt es die Sprache. Da Heidelberg eine touristische Stadt ist, ist es nicht schwierig, Leute zu finden, die Englisch sprechen. Trotzdem: Wenn ich durch die Straße laufe und Deutsch höre oder wenn man mich in einer Vorlesung, „ist der Platz frei?“ fragt und ich es nicht sofort verstehe, fühle ich mich ein bisschen komisch, sogar desorientiert.

Ich studiere an der Universität von Manchester. Manchester war ein Schlüsselpunkt für die Industrielle Revolution und das sieht man an der Architektur. Die Betongebäude und der Kanal stehen im Gegensatz zu den Bergen und dem Grün von Heidelberg. Während die Hauptstraße von Heidelberg niedlich und pastellfarben ist, ist die Hauptstraße von Manchester einfarbig und zweckmäßig. Es gibt einen scheinbaren Unterschied zwischen den Zeitperioden. Heidelberg sieht traditionell und fast erhalten aus, als ob es jahrelang unberührt gewesen wäre. Manchester verändert sich aber immer noch. Obwohl die Industrie heutzutage nicht so „aktiv“ ist, ist Manchester ein wichtiges Heim der Medienlandschaft und der sogenannten MediaCitys, ein entscheidendes Zentrum für die BBC.

> Manchester war ein Schlüsselpunkt für die Industrielle Revolution

Ich glaube, was mir am meisten fehlt an Manchester ist die Vielfalt des Musik- und Nachtlebens. Das gehört einfach dazu, wenn man in der drittgrößten Stadt von England ist. Die ikonischste Band aus Manchester ist natürlich Oasis. In den späten 80er Jahren war Manchester aber der Geburtsort der Musikszene „Madchester“ – eine Mischung von Rock, der psychedelischen und der Elektromusik. Diese Musikszene war damals beeinflussend und hat teils das Manchester-Nachtleben von heute geprägt. „Canal Street“ ist beliebt bei Studenten und „The Northern Quarter“ gilt als „trendy“ Gebiet. Die Szene ist vielfältig, aber leider habe ich keine Alternative in Heidelberg gefunden.

Diese Kultur wird in der Universität von Manchester wiedergespiegelt. Unsere Studentenvereinigung ist prominent und versucht, alle Studenten durch die „Student Officers“ zu vertreten, die von den Studenten gewählt werden und verantwortlich für eine Gruppe, zum Beispiel LGBTQ sind. Vielleicht bin ich mir als Erasmus-Studentin nicht so bewusst darüber, aber das scheint in Heidelberg nicht so zu sein. Die Universität ist auch nicht in der Mitte der Stadt, sondern auf der „Oxford Road“, der Hauptstraße für die Universitäten. Trotz dem bedeutenden Unterschied in der Größe der Großstädte hat Manchester ungefähr 8000 Studenten mehr als Heidelberg. Heidelberg erscheint aber viel kleiner.

Ich habe herausgefunden, dass es die kleinen Sachen sind, die einen verwundern. Nicht, dass ich weit weg von meiner Familie bin, sondern wenn ich vor der Waschmaschine stehe und ich die unterschiedlichen Optionen nicht verstehen kann, weil sie auf Deutsch sind. Außerdem hat mein Wohnheim einen „Waschmaschinenplan“, in den man die Zeit einträgt, zu der man seine Kleidung waschen will. Das hat zu Verwirrung geführt!

> Es sind die kleinen Sachen, die einen verwundern

Es gibt die unterschiedlichen Mülleimer, theoretisch nicht kompliziert, denn wir recyceln auch in England. Aber als ich mir vor einiger Zeit eine Tasse Tee machte, hatte ich keine Ahnung, wohin der Teebeutel soll.

Die wichtigste Sache, die ich herausgefunden habe, ist, dass man Tag für Tag leben muss und nicht immer den eigenen Fortschritt mit anderen Leuten vergleichen sollte. Außerdem kann man nicht sagen, ob Manchester oder Heidelberg besser ist. Sie sind einfach unterschiedlich und ich liebe beide aus unterschiedlichen Gründen. Wenn ich in Heidelberg über die Alte Brücke gehe, um zu meiner Vorlesung zu gehen, fühle ich mich so glücklich, dass ich das jeden Tag sehen kann.

Ich hoffe, dass ich mich am Ende meines Jahres so wohl fühle in Heidelberg und daran gewöhnt bin, dass ich nicht sage „Es ist anders in England“, sondern wenn ich nach England zurückkehre, sage „Es ist anders in Deutschland.“



Ailish Juniper, 21 aus Manchester, England. Weiß jetzt, wohin mit dem Teebeutel, aber nicht, wohin mit der Kaffeetasse.

Impressum

ruprecht, die Heidelberger Studentenzeitung, erscheint monatlich (drei Ausgaben) in der Vorlesungszeit. Der *ruprecht* versteht sich als unabhängige Zeitung, die sich keiner Gruppierung oder Weltanschauung verpflichtet fühlt. Die Redaktion trifft sich während der Vorlesungszeit montags um 20 Uhr im StuRa-Büro in der Albert-Ueberle-Straße 3–5. Für namentlich gekennzeichnete Artikel sind die Autoren allein verantwortlich.

Herausgeber: ruprecht e. V.

V.i.S.d.P.: Verena Mengen

Redaktionsadresse: Albert-Ueberle-Straße 3–5, 69120 Heidelberg

Telefon: 06221 / 18 71 310-0

E-Mail: post@ruprecht.de

Der ruprecht im Internet: www.ruprecht.de
www.facebook.com/ruprechtHD

Redaktion: Anna Maria Stock (ams), Elizaveta Bobkova (bob), Christina Deinsberger (chd), Deborah Hankings Evans (dhe), Hannah Lena Puschnig (hlp), Hannah Bley (hnb), Jani Takhsha (jat), Jesper Klein (jkl), Johanna Famulok (jtf), Lea Dortschy (led), Esther Lehnardt (leh), Lina Rees (lnr), Maren Kaps (mak), Michael Pfister (mpf), Marie Roux (mtr), Sonali Beher (sbe), Sophie Bucka (sbu), Verena Mengen (vem)

Freie Mitarbeiter: Christina Holewik (chr), Isabella von Kempski (ivk), Julia Wycital (jaw), Jonas Lange (jon), Lara Jimenez Torres (ljt), Matthias Luxemburger (mal), Phuong-Ha Ngyuen (phn)

Korrespondenten: Ailish Juniper, Johanna Famulok

Redaktionsschluss für die Ausgabe 165: 4. Dez. 2016

Personals

vem zu sbe: Wenn du Chomsky für Wissenschaft geschrieben hättest, wär's nicht auf der Titelseite.

vem: Sorry, ich bin gerade graphisch nicht so gut gemacht.

leh: Sie hat schon wieder Technik-Tourette.

hlp: Die Unterüberschrift ist voll Apotheken-Umschau.

hlp: Tja, das bin ich. Pun-Master Puschnig.

jtf zu vem: Du musst mir kurz dein Ästhetik-Empfinden leihen. – **vem:** Mein was?

hlp: Pappmaché is(s)t man nicht, Pappmaché macht man.

mpf: Zum Feminismus geht's in diese Richtung.

mpf: Ich hab versehentlich die Brot-Koordination verkackt.

mak: Du bist nicht verliebt? Probier's mal mit Furry-Porn.

Aufarbeitung, Reue und Sehnsucht

Der schwarze Demokrat John Lewis kämpfte für ein Museum der afroamerikanischen Geschichte. Nach fünfzehn Jahren wurde es jetzt eröffnet

Vor einigen Wochen feierte man in Washington, D.C. ein besonderes Ereignis: Die Eröffnung des „National Museum of African American History and Culture“. Zu der feierlichen Einweihung kamen die Obamas, aber auch der ehemalige Präsident Bush. Unter seiner Präsidentschaft wurde der Bau des Museums beschlossen, nachdem einer der dienstältesten Kongressabgeordneten, der schwarze Demokrat John Lewis, etwa 15 Jahre dafür gekämpft hatte. Warum so viel Aufheben um ein Museum? Die Smithsonian Museen, zu denen auch das Neueröffnete zählt, sind die prominentesten und meistbeachtesten Museen der USA. Für die kulturelle Identität der US-Amerikaner sind die „Nationalmuseen“ von unschätzbarer Bedeutung – die abgebildete Version der eigenen Geschichte und Kultur prägt den Blick der Amerikaner auf sich selbst. Die Positionierung der Ausstellungen, zu denen auch das National Holocaust Museum, das Museum of the American Indian und das American History Museum zählen, kommt daher nicht von ungefähr. Auf der Parkanlage der National Mall tummeln sich einige der wichtigsten Gebäude der USA auf wenigen Quadratmeilen: Das Capitol, in dem der Kongress des Landes tagt, das Weiße Haus, in dem der amerikanische Präsident wohnt und arbeitet sind hierzulande vielleicht die bekanntesten. Dazu kommen die imposanten Denkmäler, die an gefochtene Kriege und an unsterbliche Staatsmännern erinnern sollen: Die Weltkriege, der Vietnam- und die Koreakriege, Präsidenten und Gründerväter. In der Summe ist die National Mall so etwas wie ein Freilichtmuseum des Amerikanischen Selbstverständnisses – was wichtig ist für die USA, das findet sich hier.



Foto: jtf

Sport: Ein wichtiger Identifikationsfaktor – auch schon während der Segregation

> Museen prägen den amerikanischen Blick auf die Kultur

Die Mall wird ständig erweitert, es kommen immer neue Memorials und Museen hinzu. Während die älteren Darstellungen vor allem Machtdemonstrationen darstellen – das Washington Memorial ist nicht mehr als ein 169 Meter hohes Phallussymbol – schwingt in den neuerlich eröffneten Gebäuden auch zunehmend eine reumütige und selbstkritische Note mit. Im Falle des Museums für Geschichte und Kultur der Afroamerikaner zeigt bereits der sperrige Name des Museums, „National Museum of African American History and Culture“, dass es den Amerikanern auch heute noch nicht leichtfällt, mit der Geschichte der Sklaverei und der Rassentrennung umzugehen. Die Ausstellungsfläche ist gigantisch, allein mit dem Teil zur Geschichte der schwarzen Bevölkerung in Amerika kann der Besucher sich drei Stunden beschäftigen. Im oberen Gebäudeteil wird die spezifisch afroamerikanische Kultur portraitiert – Blues- und Jazzmusik, Literatur und auch afroamerikanische Sportler. Gerade in Zeiten der Rassentrennung war Sport eine der wenigen Professionen, in den auch Schwarze Anerkennung und Repräsentation erfahren konnten, gerade in den typisch amerikanischen Sportarten wie Football, Baseball und Basketball.

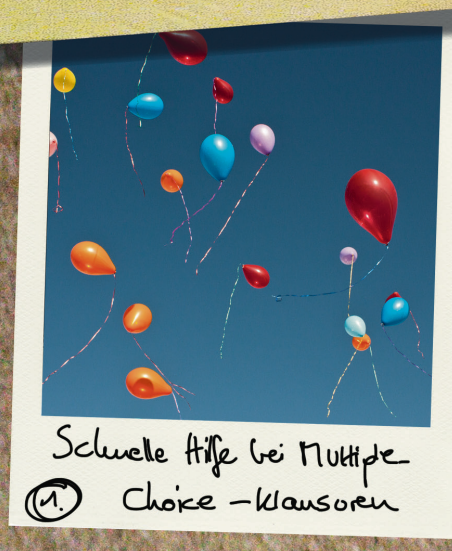
Wie sehnsüchtig ein solches Museum erwartet wurde, welch große Lücke durch die Eröffnung geschlossen wurde, zeigt sich neben dem medialen Echo insbesondere im nicht abreißenden Besucherstrom. In den ersten Wochen wurden die Öffnungszeiten bis in die späten Abendstunden ausgeweitet, um das Interesse zumindest ansatzweise zu befriedigen. Auch in dieser Reaktion der amerikanischen Bevölkerung auf das Museum zeigt sich, dass die Aufarbeitung (ein Prozess, für den es im Englischen übrigens keine passende Übersetzung gibt) der afroamerikanischen Geschichte noch lange nicht abgeschlossen ist. Auch in den Wochen kurz vor der Eröffnung des Museums riss die Polizeigewalt gegen schwarze Amerikaner nicht ab. In diesen unruhigen Zeiten hat ein solches Museum eine nicht zu unterschätzende Strahlkraft und ist als Geste der Versöhnung besonders wichtig.



Johanna Famulok, 25 war für ein dreimonatiges Praktikum in Washington, USA. Stand trotz Ticketreservierung zwei Stunden vor dem Museum an.

Schummeln will gelernt sein

Wenn das Lernen einmal wieder viel zu viel wird, denkt man schnell daran, die Klausur doch auf etwas andere Art und Weise zu bestehen. Da die Professoren mittlerweile auch nicht mehr völlig von gestern sind und übliche Tricks wie Spickzettel oder UV-Licht-Stifte längst kennen, hat der *ruprecht* mittels einer redaktionsinternen Umfrage die besten fünfeinhalb alternativen Lerntricks zusammengetragen. Die meisten von ihnen bedürfen weder einer großen Vorbereitung noch benötigen sie Material, das nicht auf die Schnelle im nächsten Baumarkt zu finden ist.



1. Mit Weinkriminellen Energie zum Prüfungserfolg

Mit ein wenig Vorbereitung ist dieser Trick ganz einfach umzusetzen. Ihr benötigt lediglich Dinge, die in jeder gut sortierten Studentenbude zu finden sind:
eine Brille (mit Gläsern, evtl. ohne Stärke), einen Mini-Bohrer, eine Mini-Kamera (Durchmesser etwa 0,5 cm), mehrere farbige Luftballons, Helium und ein wenig weißen Bastelkleber[1]. Für diese Methode benötigt ihr außerdem einen Helfer mit wahlweise Lehrbüchern oder Internetzugang.

Die Vorbereitung: Mit dem Mini-Bohrer bohrt ihr ein kleines Loch in den Steg der Brille, schiebt die Kamera hinein und klebt diese mit dem weißen Bastelkleber fest. Die Kamera sollte drahtlos sein und das Bild live an euren Helfer übertragen, etwa auf sein Smartphone. Blast genau so viele Luftballons auf, wie es Multiple-Choice-Anworten gibt, füllt sie mit Helium und befestigt sie an einer Schnur. Ordnet dann jeder Luftballon-Farbe einen Antwortbuchstaben zu (z. B. Antwort A = roter Ballon).

Die Durchführung: Setzt die präparierte Brille auf und geht wie gewohnt gelassen in die Klausur. Durch die in der Brille installierte Kamera kann euer Partner, der sich draußen geschickt positionieren muss, die Fragen der Klausur sehen und deren Antwort in den Lehrbüchern oder im Internet nachschlagen. Um die richtige Antwort zu signalisieren, lässt er dann den Ballon in der entsprechenden Farbe steigen.

„Man hat nicht einfach weißen Bastelkleber." - Boromir, 34, möchte sein Alter nicht bekannt geben.

2. Zum Prüfungserfolg

Solltet ihr handwerklich nicht so begabt sein, bietet euch eure kriminelle Energie noch eine Möglichkeit. Dazu benötigt ihr wieder nur Dinge, die ihr bereits zu Hause habt: ein Brecheisen, einen Vorschlaghammer, einen Lappen, Chloroform, Salamischeiben und ein Smartphone.

Die Vorbereitung: Informiert euch im Vorfeld gut darüber, wo der die Klausur stellende Dozent bzw. Professor wohnt und sichtet das Gebäude. Notiert auch die Zeiten, zu denen die dort lebenden Personen anwesend sind. Dies sollte einige Tage vorher passieren. Am Tag vor der Klausur tränkt ihr den Lappen mit Chloroform, packt die Salamischeiben in eure Jackentaschen und nehmt die restlichen Utensilien ein.

Die Durchführung: Geht zu einer Uhrzeit, zu der das Gebäude leer ist, mit Brecheisen und Vorschlaghammer an einem uneinsichtigen Fenster zu Werke. Hab ihr euch Zutritt verschafft, besänftigt die nicht vertrauenswürdige Katze des Profs mit den mitgebrachten Salamischeiben. Sucht dann im Gebäude nach der Klausur bzw. dem Rechner, auf dem selbige gespeichert ist, und fotographiert diese mit dem Smartphone. So könnt ihr zu Hause die Lösungen auswendig lernen. Sollte ein Bewohner früher als erwartet nach Hause kommen, fragt ihn, ob der Lappen für sie nach Chloroform riecht und verschwindet.



3. Du bist nicht du, wenn Klausuren anstehen

Wer völlig verzweifelt feststellen muss, dass die Klausur doch einige Monate früher als gedacht stattfindet, bedarf einer schnellen Lösung. Dazu benötigt man ebenfalls nicht viel: den Lernstoff, Tinte, Nadel, geringes Schmerzempfinden, gut deckende Tagescreme, ein gut gefülltes Sparschwein oder einen (kalli)graphish begabten Freund, eventuell Eiswürfel.

Die Vorbereitung: Schreibt eine komprimierte Zusammenfassung eures Lernstoffs, eventuell mit einigen euch gut bekannten Abkürzungen, mit denen uneingeweihte nichts anfangen können. Geht damit nun zu eurem (kalli)graphisch begabten Freund oder zum Tätowierer eures Vertrauens. Bittet sie, eure Zusammenfassung in einer Zeichnung zu verstecken und euch zu tätowieren. Für Teamwork-Klausuren solltet ihr für das Tattoo eine gut einsehbare Stelle nehmen, etwa euren Nacken. Kühlt die Stelle bei Bedarf mit den Eiswürfeln.

Die Durchführung: Überdeckt das Tattoo am Tag der Klausur mit der deckenden Tagescreme. Wischt sie vorsichtig ab, sobald ihr an euren Plätzen sitzt und die Klausur beginnt. Setzt euch in der Klausur so, dass ihr die Tätwierung des jeweils anderen sehen könnt.



3. Du bist nicht du, wenn Klausuren anstehen

4. Snickers

Für diese Anti-Lern-Methode benötigt ihr lediglich einen Computer, ein Grafikprogramm (der *ruprecht* empfiehlt Photoshop, wem das zu kompliziert ist, kann selbstverständlich zu InDesign greifen), einen Drucker, Papier, weißen Bastelkleber und ein Snickers.

Die Vorbereitung: Öffnet das Snickers, esst es aber (noch) nicht. Öffnet das Grafikprogramm eurer Wahl und bastelt sorgfältig die Snickers-Verpackung nach. Statt der Inhaltsstoffe füllt ihr den entsprechenden Platz mit eurem Lernstoff. Druckt das Fake-Etikett aus und packt das Snickers wieder darin ein. Klebt die Enden mit etwas weißem Bastelkleber zu und packt das Snickers in euren Rucksack für die Klausur.

Die Durchführung: Geht wie gewohnt in die Klausur und nehmt das Snickers mit. Falls man euch auf das Snickers anspricht, sagt, dass ihr Diabetiker seid und den Zucker braucht. Während der Klausur könnt ihr nicht nur euren Lernstoff auf der Snickers-Verpackung nachlesen, sondern auch noch das Snickers endlich essen. Nehmt das präparierte Papier aber unbedingt aus der Klausur mit und entsorgt es in eurem Hausmüll, damit ihr keine Beweise hinterlasst.





4. Doppelt hält besser

5. Der Klassiker!



Diese Lösung empfiehlt der *ruprecht*. Ihr benötigt lediglich euren Lernstoff und einen Platz in der UB. Setzt euch entsprechend vorher dort hinein und fangt an, den Stoff so gut es geht zu lernen. In der Klausur dann das Gelernte einfach auf das Papier kotzen.

Wer kein Snickers hat, braucht einen anderen Trick. Dafür solltet ihr etwas Vorbereitungszeit einplanen, damit er auch wirklich funktioniert.
Ihr benötigt nur wenige Dinge: eine Perücke, die eurer eigenen Frisur sehr ähnlich sieht, ein ausreichend großes Make-Up-Sortiment, zwei Mal die exakt gleiche Kleidung und einen Helfer, der genauso groß ist wie ihr selbst. Alternativ geht auch ein Zwilling.

Die Vorbereitung: Schminkt euren Helfer genau so, wie ihr ausseht. Das sollte man einige Tage vorher üben, damit man auch perfekt identische Resultate erzielt. Wer über einen (eineiigen) Zwilling besitzt, kann diesen Schritt eventuell überspringen. Zieht euch genau dieselbe Kleidung an und übt, bei Bedarf, wie euer Doppelgänger zu gehen oder sprechen. Fangt außerdem entsprechend vorher an, ganz klassisch den Klausurstoff zu üben, jeder eine Hälfte.

Die Durchführung: Euer falscher Doppelgänger versteckt sich auf der Toilette, ihr selbst geht in die Klausur und beginnt, diese zu schreiben. Nach etwa der Hälfte (oder jedem anderem mit eurem Partner abgesprochenen Zeitraum) geht ihr auf die Toilette (das sollte natürlich in der Klausur erlaubt sein). Statt wieder zurückzukehren, schickt ihr jetzt euren falschen Doppelgänger oder euren Zwilling in die Klausur und lasst ihn diese zu Ende schreiben.

5. Der Klassiker!

[1] klausurirrelevanten Inhalt zusammengetragen hat: vem